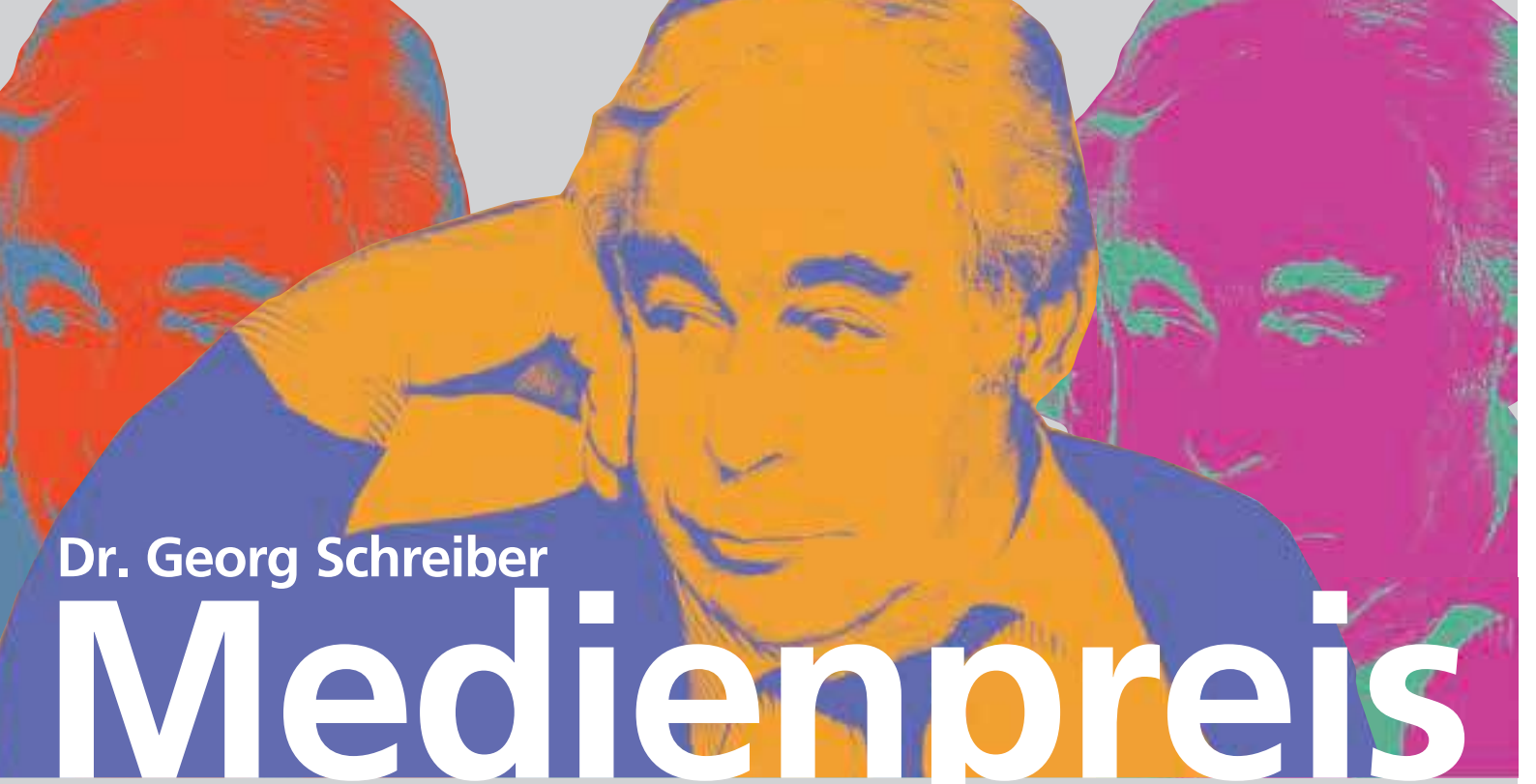
tte wenden. Lass die Leute, lass mich aus lass
uns
mal wieder
um den heißen Brei herum
gerade heraus
ich bring dich noch zum
mit dir kann man so gut
sich das alles schön
ich will dich nicht über
will dir nur ein bisschen ins Gewissen
du machst von dir
du hast gut
aus
ein
raus, rein
ich hör dich gerne
wir müssen, wir sollten, wir können
über das Wetter, über Fußball, über Gott und die Welt
wie ein Wasserfall und ohne Punkt und Komma
aber musst du ständig dazwischen, du schwingst nur große, musst du alles schlecht
und dich um Kopf und Kragen, über mich hinweg, wie mit einem Kind
und das alles plötzlich klein
so lass ich nicht mit mir
ich will doch nur mit dir, warum will keiner mit mir,
Klartext
wollen wir, wir müssen, Zeit zu **REDEN.** **Bitte we**

Klartext
Das Magazin der
Deutschen Journalistenschule
Nummer 51 | 2020
Lehrredaktion 58A



Dr. Georg Schreiber Medienpreis 2020

zur Förderung des journalistischen Nachwuchses

Wettbewerb für Printmedien, Hörfunk, Fernsehen und Internet!

Zugelassen sind Beiträge junger Journalistinnen und Journalisten bis einschließlich 35 Jahre zu den Themen Gesundheit und Soziales, die zwischen dem 1. Januar und dem 31. Dezember 2020 in einer in Bayern erscheinenden Zeitung oder Zeitschrift veröffentlicht oder von einem Rundfunksender mit redaktionellem Sitz bzw. einem Landesstudio in Bayern ausgestrahlt worden sind. Zugelassen sind in der Kategorie Online auch speziell für das Internet multimedial produzierte Beiträge auf allgemein zugänglichen Webadressen. Videos, die speziell für allgemein zugängliche Videoportale (wie YouTube) produziert werden, werden in der Kategorie Fernsehen berücksichtigt. Beiträge aus den elektronischen Medien außerhalb Bayerns müssen thematisch relevant für den Freistaat sein.

Im Printbereich wird zudem ein bundesweiter Sonderpreis ohne Altersbeschränkung vergeben.

Der Medienpreis ist mit insgesamt 30.500 Euro dotiert.

Informationen und Anmeldung:
Internet: www.aok-medienpreis.de ● e-mail: medienpreis@by.aok.de ● Telefon: 089 62730-184
AOK Bayern, Zentrale ● z. Hd. Frau Andrea Winkler-Mayerhöfer ● Carl-Wery-Str. 28, 81739 München

Ausgeschrieben von der AOK Bayern in Zusammenarbeit mit den Nachwuchsjournalisten in Bayern e.V. (NJB) - unterstützt von der Deutschen Journalistenschule München e.V. (DJS).

njb

AOK Die Gesundheitskasse. BAYERN

DJS.

DIE TONSPUR

So sehen unsere Überschriften aus, wenn man sie aufnimmt.

Editorial

Hier geht es ums Reden. Deshalb haben wir für die 51. Ausgabe von Klartext genau das getan: geredet.

Herausgekommen sind zwölf Gespräche mit Menschen, die verraten, warum jemand sein Schweigen bricht und wie man andere zum Sprechen bringt; warum es manchmal so schwer ist, miteinander zu reden und wie es auch ohne gemeinsame Sprache funktioniert.

Geredet haben wir auch mit unserer Parallelklasse. Denn dieses Heft ist ein Gemeinschaftsprodukt. Das erste Wendeheft in der Geschichte von Klartext. In der einen Hälfte geht es ums Reden, in der anderen ums Schweigen.

In der Mitte treffen sie sich. Mit Abstand.
Bestes Heft.

Reden oder Schweigen?
klartext-magazin.de/58AB

Dort, wo wir als Redaktion sprechen, verwenden wir gendergerechte Sprache. Die Sprache unserer Gesprächspartner*innen haben wir nicht verändert.

Klartext Nummer 51
Das Magazin der 58A der DJS
Redaktionsschluss: 19. Juni 2020

Herausgeberin
Deutsche Journalistenschule e.V.
Hultschiner Straße 8, 81677 München
+49 89 235 57 40
www.djs-online.de
post@djs-online.de

Chefredaktion
Benedikt Dietsch, Janne Knödler (V.i.S.d.P.)
Chefinnen vom Dienst
Sophia Baumann,
Victoria Kunzmann (online)
Artdirektion
Simon Garschhammer,
André Hörmeyer (online), Ben Kutz
Bildredaktion
Anne Baum
Factchecking
Luise Glum, Hannes Stepputat
Redaktion
Lisanne Dehnbostel, Alexander Gutsfeld, Frederik Kastberg, Julia Meidinger
Illustration
Jule Richter
Beratung
Chris Bleher (Text), Erol Gurian (Foto), Elisabeth Wallner (Gestaltung), Jan Weiler (Konzept), Peter Schink (online)
Anzeigen
Sven Szalewa
DJS Schulungs- und Service UG (haftungsbeschränkt)
Hultschiner Straße 8, 81677 München
+49 892 35 57 417
Lithografie und Druck
Lanarepro GmbH, Peter-Anich-Straße 14, I-39011 Lana (BZ), +39 0473 498500, www.lanarepro.com

Wir danken Rafaela Heidemann für die rechtliche Beratung, Dirk von Gehlen, dass er unser Digitalprojekt begleitet hat, und dem gesamten DJS-Team für die Unterstützung während der Produktion.

Inhalt

24

Mach's gut, Kalle!
Unser Autor möchte eine Grabrede für seinen Hund schreiben. Helmut Schmidts Redenschreiber hilft.

23

Frei sprechen
Ihr Ex schlug und stalkte sie. Warum es einer Schauspielerin wichtig ist, offen darüber zu reden.

6

Raus mit der Sprache

Manche wollen nicht, andere können nicht. Eine Therapeutin und ein Kommissar verraten, wie sie Menschen zum Reden bringen.

18

Gegen die Trolle

Eine Altenpflegerin kämpft gegen Hass im Internet. 45.000 Aktivist*innen unterstützen sie.

8

Worte für die Ewigkeit
Schallwellen kann man nicht sehen? Kann man doch! Wir haben sie auf Fotos festgehalten.

10

di Lorenzo im Interview

Der *Zeit*-Chefredakteur über Lampenfieber, Fernsehfehltritte und Helene Fischer.

16

Bundestagsgerede
Quiz: Welche absurden Sätze haben Politiker*innen im Parlament gesagt – und was haben wir uns ausgedacht?

15

Gescheiterte Recherche
Was wird aus einem Artikel, wenn niemand reden möchte? Unser Autor zieht Resümee.

26

Chaos im Kehlkopf
Tourette, Redeangst, Stottern, Borderline: Wenn Reden zur Herausforderung wird.

29

Krisengespräche
Der Boom von Zoom: Wie hat Corona unsere Kommunikation verändert? Eine Zahlenseite.

30

Die Zukunft des Redens

Wir haben zwei der besten Chatbots miteinander reden lassen. Ein etwas anderes Streitgespräch.

32

Zwei Realitäten

Wie spricht ein Sohn mit seiner Mutter, die an Verschwörungsmythen glaubt?

44

Ein Whistleblower packt aus
Reden oder Schweigen? Über den Mann, der einen der größten deutschen Medizinskandale aufdeckte.

36

Und täglich grüßt der Lauterbach
Wer kommt in Deutschlands Talkshows zu Wort? Unsere Analyse zeigt: Ausgewogen geht anders.

42

Zeichen der Liebe
Er spricht kaum Deutsch, sie kaum Arabisch. Trotzdem haben sie geheiratet.

38

Gurr Gurr

Tiere können sprechen – sagt eine Tiertelepathin. Eine Taube im Interview.

41

Es rausschreien
Diagnose: HIV-positiv. Eine Frau erzählt, warum sie offen über ihre Erkrankung spricht.

Raus mit der Sprache!

Manche wollen nicht reden, andere haben es verlernt. Ein Kommissar und eine Paartherapeutin verraten, wie man das Schweigen bricht.

INTERVIEW: LISANNE DEHNBOSTEL | ILLUSTRATION: JULE RICHTER

Was haben ein Kommissar und eine Paartherapeutin gemeinsam? Beide versuchen, Menschen zum Reden zu bringen. Der eine, um Beweise für eine Straftat zu finden. Die andere, um Beziehungsprobleme zu lösen. Im Doppelinterview verraten der Kriminalhauptkommissar Dieter Bindig und die Paar- und Sexualtherapeutin Andrea Bräu ihre besten Methoden.

Was ist der perfekte Gesprächseinstieg?

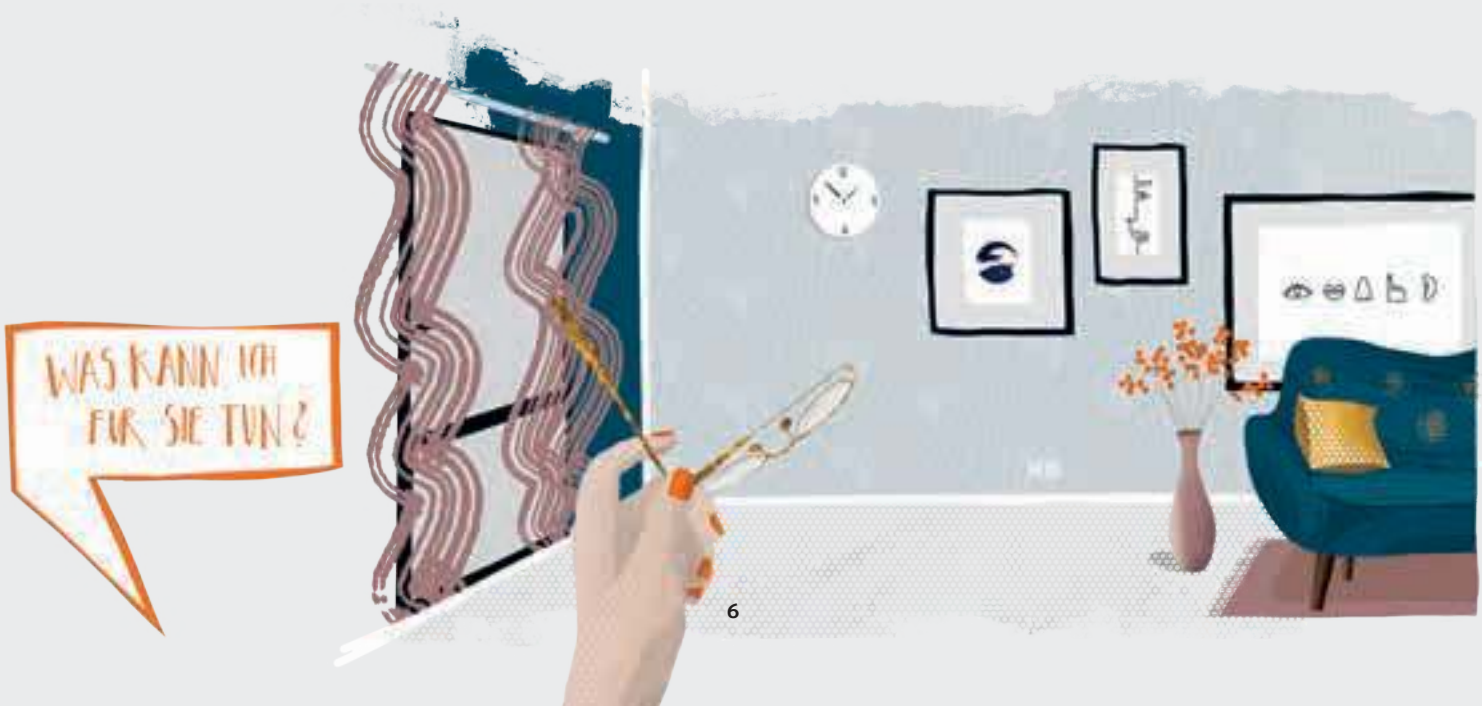
Bräu: Ich beginne mit der Frage: „Was kann ich für Sie tun?“ Alle meine Klienten kommen mit einem Anliegen. Ich soll ihnen helfen, ihre Probleme zu lösen. Ob es sich dabei um einen Ehestreit, um Fremdgehen oder das Finden ihrer sexuellen Identität handelt, muss ich erstmal rausarbeiten.
Bindig: Bei mir ist es anders: Ich will etwas von den Leuten. Um eine Straftat aufzuklären, muss ich so viel wie möglich von ihnen wissen. Die Grundlage dafür ist, dass mein Gegenüber einen positiven ersten Eindruck von mir hat und eine angenehme Stimmung herrscht. Das schaffe ich mit Smalltalk. So kann ich später kritische Fragen stellen, ohne die Stimmung zu stark zu belasten.

Was ist besser: Fragen stellen oder frei erzählen lassen?

Bräu: Ich lasse meine Klienten zuerst von ihrer Situation erzählen. Danach frage ich zu bestimmten Punkten nach.
Bindig: Ich muss darauf achten, keine Suggestivfragen zu stellen. Dadurch würde ich Informationen aus der Ermittlung preisgeben. Deshalb frage ich möglichst wenig. Aber wie Frau Bräu lenke ich das Gespräch. Ich fordere meinen Gesprächspartner auf, bestimmte Inhalte detaillierter zu erzählen. Außerdem mache ich ihn zum Experten. Ich sage: „Ich war nicht dabei, deshalb müssen Sie mir erzählen, was passiert ist. Und zwar so, dass ich es verstehe.“
Bräu: Das mache ich genauso. Ich bitte die Paare zum Beispiel, mir zu beschreiben, wie ein Streit zwischen ihnen aussieht. Ihre Beschreibung muss so ausführlich wie ein Kinofilm sein, sodass ich es mir vorstellen kann. Nur dann kann ich ihr Handeln verstehen.

Wie erkennen Sie, dass jemand lügt?

Bräu: Sichtbare Anzeichen sind Erröten oder rote Flecken im Gesicht. Aber nicht jeder wird rot. Ob jemand lügt, habe ich oft im Gefühl. Das habe ich mir durch jahrelange Erfahrung angeeignet. In meiner Arbeit ist das Lügen aber nicht immer wirklich Lügen, da es den Klienten oft selbst unbewusst ist. Wir Menschen verdrängen Dinge oft, verschieben sie, leugnen sie, damit unsere psychische Stabilität bestehen bleibt.



Bindig: Es gibt auch das sogenannte Pinocchio-Syndrom. Das bedeutet, dass Menschen sich beim Lügen oft an die Nasenspitze fassen. Andere Anzeichen sind das Herumfummeln im Gesicht und Abwischen der Hände am Oberschenkel. Das sind aber generell Symptome von Stress, sie treten nicht nur beim Lügen auf. Es gibt nichts, was eine Lüge detektiert. Für mich ist das ein großes Problem. Für den Strafprozess brauche ich Beweise, mein Gespür allein ist nichts wert.
Bräu: Bei Ihnen ist es nichts wert, bei mir ganz viel!
Bindig: Naja, für mich selbst ist es auch viel wert, aber strafrechtlich nicht. Wenn ich dem Staatsanwalt sage, ich habe im Gefühl, dass die Tat so und so war, bringt das gar nichts.

Wie bringen Sie Menschen dazu, die Wahrheit zu sagen?

Bindig: Ich animiere erstmal zum Weiterlügen und baue ein „Lügengebäude“ auf. Ich möchte so viele Anknüpfungspunkte wie möglich erfahren, um sie später mit Fakten zu widerlegen. Erst, wenn ich mehrere Lügen gesammelt habe, konfrontiere ich die Person damit. Dann kann sie keine Ausrede finden.
Bräu: Wenn ich meine Klienten konfrontiere, würden sie das als Vorwurf und Kritik an ihrer Person sehen und dichtmachen. Ich versuche stattdessen, eine Brücke zu bauen, sodass die Person es leichter hat, die Ungereimtheit selbst zu erkennen. Etwa wenn ich das Gefühl habe, jemand verschweigt eine Affäre und wir kommen in der Therapie nicht weiter. Ich erkläre dem Paar, dass das meiner Erfahrung nach daran liegen kann, dass einer von beiden die Therapie nicht machen will. Wer nicht will, wer innerlich vielleicht sogar mit der Beziehung schon abgeschlossen hat, arbeitet nicht mit. Das zu erkennen und sich selbst gegenüber ehrlich zu sein, ist ein großer Teil meines Jobs.

Provozieren Sie?

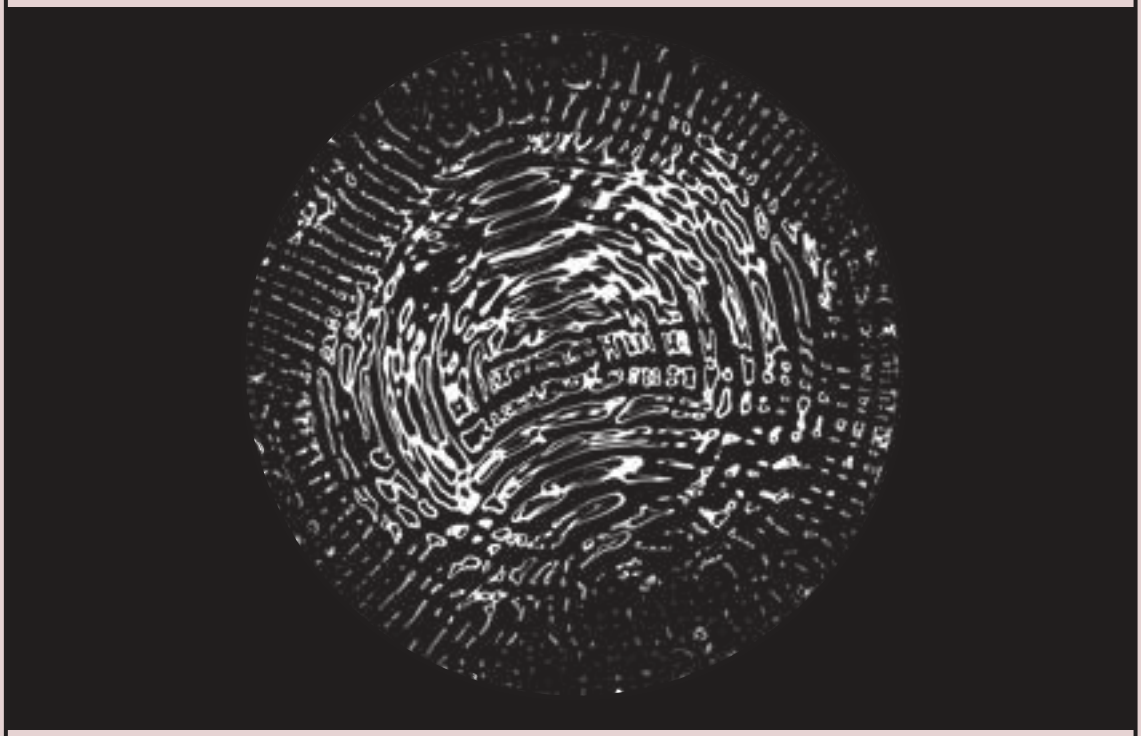
Bindig: Nur, wenn es gar nicht anders geht. Ich möchte die gute Atmosphäre nicht zerstören. Wer provoziert wird, sagt tendenziell weniger.
Bräu: Ich provoziere gern, wenn ich merke, dass jemand mir Märchen erzählt, etwas verschleiert oder wir in der Therapie nicht weiterkommen. Ich habe nichts zu verlieren, ich brauche kein Geständnis.
Bindig: Wenn ich im Gespräch nicht weiterkomme, probiere ich es eher auf die lustige Art. Zum Beispiel mit einem Witz oder einer flapsigen Bemerkung. Dadurch brechen wir aus der düsteren Stimmung der Vernehmung aus. Auch Rauch- oder Pinkelpausen sind wichtig. Ein Kollege hat mal in einer Rauchpause ein Geständnis erfahren, einfach so. Danach musste die Person die Tat zwar noch offiziell im Büro gestehen, aber geöffnet hat sie sich in der Pause.
Bräu: Um miteinander zu reden, muss man eine zwischenmenschliche Bindung herstellen, so wie Ihr Kollege es gemacht hat. Ob eine Therapie erfolgreich ist, hängt maßgeblich mit der Beziehung zwischen Klienten und Therapeuten zusammen.

Müssen die Menschen Sie mögen?

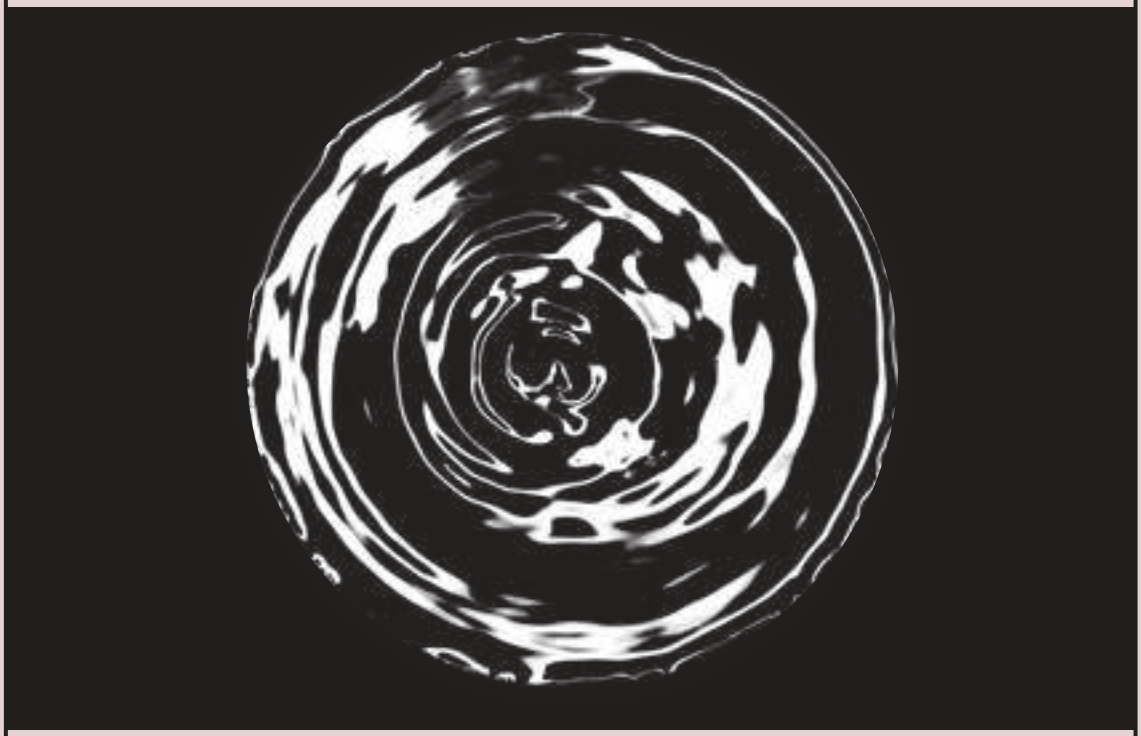
Bräu: Sie müssen mich nicht lieben, aber insofern mögen, dass sie sich von mir verstanden fühlen. Wenn sie das nicht tun, wird es mit der therapeutischen Beziehung ohnehin nicht klappen.
Bindig: Meine Gesprächspartner können sich keinen anderen Kommissar aussuchen. Trotzdem rede ich immer auf Augenhöhe mit ihnen und bin freundlich. Ich will Informationen von ihnen, also muss ich mich ihnen anpassen.
Bräu: Mir ist wichtig, dass die Menschen eine Wahl haben. Zwischen dem, was sie sagen oder nicht sagen, ob sie mitarbeiten oder nicht mitarbeiten. Wenn sie nicht mit mir reden, gebe ich das aber zurück. Dann kann ich sie nicht unterstützen und die Therapie wird stagnieren.
Bindig: In so eine Situation kommt man als Polizist manchmal auch. Man hat die Belege, aber der Täter gibt seine Tat nicht zu. Irgendwann ist so viel Zeit vergangen, dass man aufhört. Meine längste Vernehmung ging 14 Stunden. Wir haben sie nur beendet, weil der Staatsanwalt am nächsten Tag geheiratet hat und es schon weit nach Mitternacht war.

Andrea Bräu (55) arbeitet seit 2003 als Paar- und Sexualtherapeutin in München. Dieter Bindig (57) ist seit 40 Jahren bei der Polizei. Seit sechs Jahren unterrichtet er in Fürstenfeldbruck an der Fachhochschule der Polizei Bayern.

ÖFFNUNGSDISKUSSIONSORGIEN



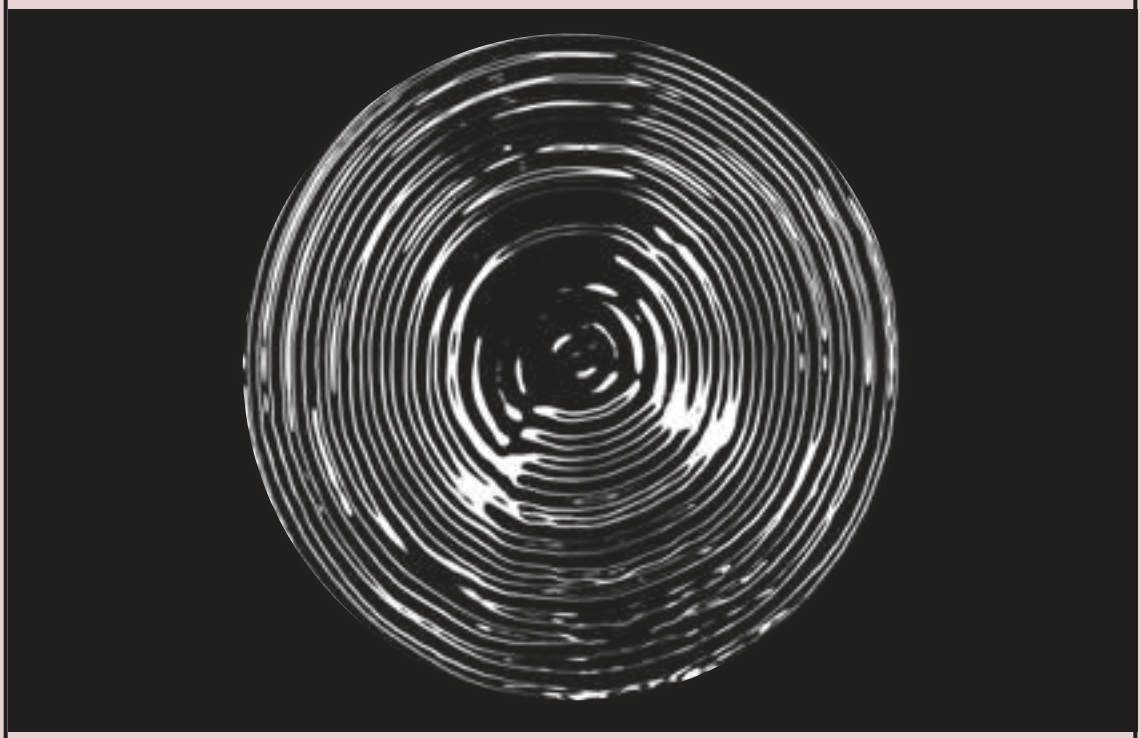
WORTE FÜR



EXITSTRATEGIE

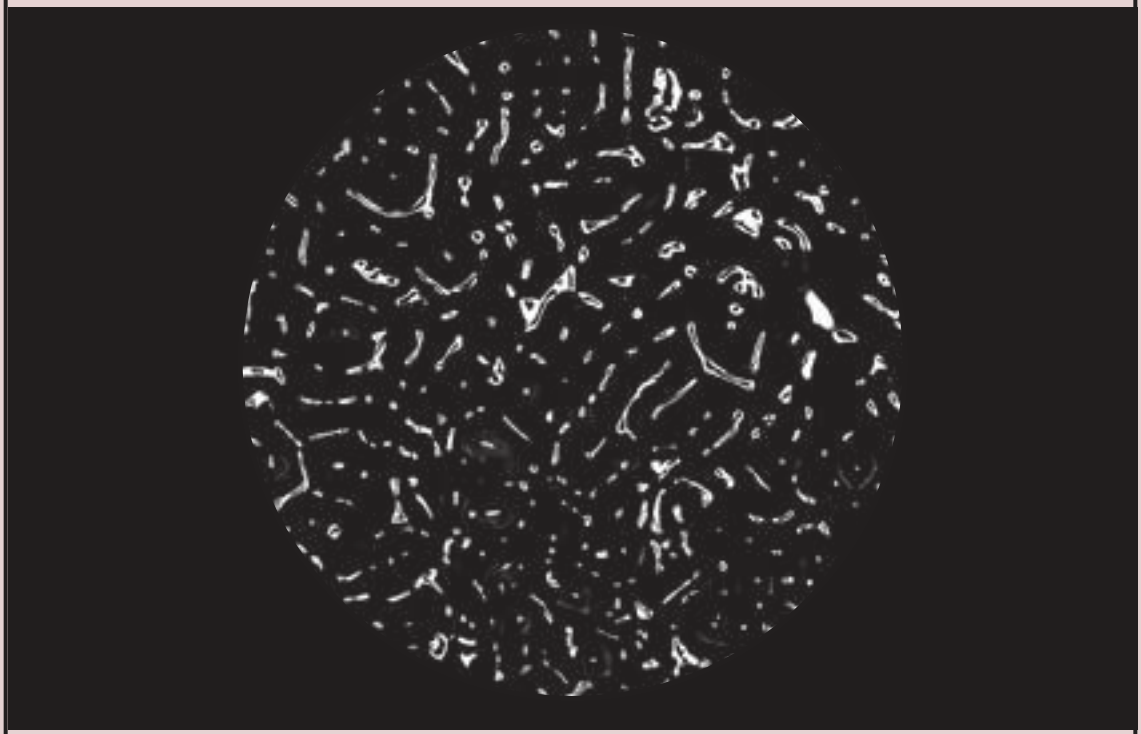
Manche Worte lassen uns nicht mehr los. Weil sie für eine neue Zeit stehen. Wir haben vier von ihnen ein Denkmal gesetzt.

LOCKDOWN



DIE EWIGKEIT

FOTOS: ANNE BAUM & LUISE GLUM & EROL GURIAN



TRÖPFCHENINFEKTION

Dafür haben wir eine Schale mit Wasser auf einen Lautsprecher gestellt und die Wörter abgespielt. Die Schwingungen des Lautsprechers haben Muster auf der Wasseroberfläche geformt.

»Vielleicht ist ein gutes Interview doch eher ein One-Night-Stand«

Seit 31 Jahren moderiert Giovanni di Lorenzo die Talkshow *3nach9*. Mit uns hat der *Zeit*-Chefredakteur über das Reden geredet.

INTERVIEW | FOTOS: FREDERIK KASTBERG & JULIA MEIDINGER

Herr di Lorenzo, Sie gelten als sehr eloquenter und schlagfertiger Gesprächspartner. War es schon als Kind Ihre Stärke, sich mit Worten auszudrücken?
Nein, gar nicht. Ich war zwar Klassensprecher, Schülersprecher und Stadtschülersprecher. Aber ich war so schüchtern, dass ich manchmal vor Aufregung vorher gekotzt habe, wenn ich in der Aula vor den Mitschülerinnen und Mitschülern reden musste. Vor der Menge zu reden war das Grauen für mich. Irgendwie ist es irre, dass ich in diesem Beruf gelandet bin.

Hatten Sie später auch noch mit Ihrer Schüchternheit zu kämpfen?
Als ich zum ersten Mal in einer Redaktion saß, habe ich so leise gesprochen, dass mein Chef zu mir kam und vor allen sagte: „Giovanni, es ist sehr angenehm, dass Sie so leise reden, aber so versteht Sie niemand, und dann nimmt Sie auch keiner ernst."

Angeblich reden Sie in den Redaktionskonferenzen immer noch so leise, dass sich alle nach vorn beugen müssen, um Sie zu verstehen. Ist das inzwischen sogar eine Art Machtdemonstration?
Nein, das ist keine Absicht, so gut bin ich nicht. Reden war für mich eine echte Eroberung und ist mir überhaupt nicht in die Wiege gelegt worden. Als ich nicht mehr versucht habe, mich zu verstellen, bin ich besser geworden. Ich versuche, möglichst das auszusprechen, was ich in dem Moment denke – die Beleidigungen mal ausgenommen.

Wie lang hat diese Entwicklung gedauert?
Ewig.

Genießen Sie es mittlerweile, vor vielen Leuten zu sprechen?
Genießen ist zu viel gesagt. Aber wenn ein Interview gelingt, dann kann ich mich jetzt darüber auch freuen. Und das ist doch auch etwas!

Also sind Sie vor Bühnen- und Fernsehauftritten immer noch nervös?
Egal, ob auf der Bühne oder im Fernsehen, der Aufregungspegel ist fast immer gleich. Lampenfieber pur. Aber vor einem Interview mit Reinhold Messner, den ich sehr schätze und mag, bin ich nicht so aufgeregt wie vor meiner Fernsehsendung *3nach9* oder einem Interview mit dem österreichischen Bundeskanzler Sebastian Kurz. Live-Interviews sind immer schwieriger, weil man nichts schneiden kann.

Sie moderieren seit 31 Jahren das lockere Talkformat *3nach9*. Oft kommen Leute, die vor kurzem ein Buch oder einen Film herausgebracht haben. Worin liegt der journalistische Reiz für Sie, diese Sendung zu moderieren?
Der liegt immer noch darin, dass ich den doch zum Teil sehr gewieften Medienmenschen irgendetwas zu entlocken versuche, was sie nicht erzählen wollten. Wenn unsereins ein Interview mit jemandem führt, fragen Freunde oder Kollegen danach häufig: „Sag mal, wie war der oder die denn so?" Diese Frage beantwortet das Fernsehen besser als jedes gedruckte Interview. Im Fernsehinterview geht es darum, wie jemand ist. Im gedruckten Interview liegt der Fokus eher darauf, was die Person sagt.

Sie haben mal gesagt, ein TV-Interview sei dann gut, wenn man den anderen „an seiner wundesten Stelle trifft". Sehen Sie das immer noch so?
Ich erkenne immer weniger, worin der Wert liegt, den anderen mit aller Gewalt dort zu treffen, wo er verwundbar ist. Ich habe vor der wundesten Stelle inzwischen Respekt, wenngleich ich sie ab und zu immer noch suche. Im Fernsehinterview habe ich maximal 20 Minuten Zeit für einen Gast. Wenn ich direkt auf den wunden Punkt gehe, dann kann man nur beobachten, wie der andere dicht macht. Das ist doch kein schöner Effekt! Was nicht heißt, dass Interviews unkritisch sein müssen. Generell führe ich aber lieber Gespräche als Interviews.

Worin liegt für Sie der Unterschied zwischen Gesprächen und Interviews?
Ein Interview ist das Abarbeiten einer Frageliste. Gerade wenn man sehr schwierige Gesprächspartner hat, ist die Versuchung, diesen Fragenkatalog abzuarbeiten, besonders groß. Ein Gespräch hingegen bedeutet, sich darauf einzulassen, was der andere sagt. Jede Frage muss zur vorangegangenen Antwort passen. Es geht um Intuition, und das ist auch die Herausforderung.

Was ist für Sie ein gelungenes Gespräch?
Ein Gespräch ist dann gut, wenn es sich um ein Portrait in Frage-Antwort-Form handelt. Das gelingt aber auch mir wirklich selten.

»Oft fallen mir die besten Fragen erst in der Nacht danach ein«

Haben Sie unterschiedliche Strategien, um Menschen Informationen zu entlocken?
Bei einem Zeitungsinterview habe ich in der Regel mehr Zeit, ich kann lauern und Dinge am Ende streichen. Beim Fernsehen geht das nicht. Oft fallen mir die besten Fragen erst in der Nacht danach ein. Wenn es mir gelingt, den Gast zu öffnen, dann oft damit, dass ich auch etwas von mir preisgebe. Ich glaube, dass man über fast alles reden kann, selbst in einem Talkformat am Freitagabend – wenn man den richtigen Ton erwischt und Augenhöhe herstellt. Es gibt nichts Schlimmeres als einen Interviewer, der sich moralisch über seinen Gesprächspartner erhebt. Dazu haben wir Journalisten eine gewisse Neigung.

Hatten Sie schon mal das Gefühl, dass Ihnen eine Sendung entgleitet?
In den letzten Jahren – ich klopfe auf Holz – war das nicht mehr so häufig der Fall. Das war früher anders. Anfangs verhielten sich insbesondere deutsche Regisseure und Schauspieler manchmal so wie früher Kellner im Ostblock, bei denen du dich entschuldigen musstest, wenn du was bestellt hast. Jede Frage hat die offenbar genervt. Wenn ein Gespräch eine ganz andere Richtung nimmt, als man es geplant hatte, es aber trotzdem spannend wird, ist das wunderbar. Wenn es aber langweilig ist und ich nicht weiß, wie ich da wieder reinkommen soll, ist das ein ganz blödes Gefühl. Es ist ein Gefühl von großer Ohnmacht.

Früher ist es in deutschen Talkshows manchmal richtig eskaliert. Der damalige Manager von „Ton Steine Scherben" Nikel Pallat hat 1971 in der *WDR*-Talkshow *Ende offen* einen Tisch zerstört. Es muss ja nicht gleich Mobiliar zu Bruch gehen, aber warum wird in Ihrer Sendung so wenig gestritten?
Solche Momente gab es bei *3nach9* auch, in Hülle und Fülle. Zum Beispiel der Alt-68er Fritz Teufel, der einen amtierenden Bundesminister mit einer Wasserpistole bespritzt hat. Damals wusste aber niemand, dass das eine Wasserpistole war. So etwas jetzt zu inszenieren, würde wie ein Plagiat wirken. Es wäre pathetisch.

Mögen Sie keinen Streit in Ihrer Sendung?
Im Gegenteil, ich halte Streit für etwas sehr Gutes. Aber ich halte nichts davon, wenn sich Leute gegenseitig diffamieren und aneinander vorbeischreien. Als das Privatfernsehen mit seinen Talkshows kam, wurde nur noch gebrüllt und aufeinander losgegangen. Es ist doch klar, dass bei uns plötzlich auch das Gefühl da war: Diesen Weg wollen wir nicht gehen.

Haben Sie sich als Moderator auch mal daneben benommen?
Ja, und leider nicht nur einmal. Als ich Mitte 20 war und die *BR*-Show *Live aus dem Alabama* moderiert habe, haben wir uns manchmal auf Kosten der Gäste profiliert. Ich habe eine damals sehr bekannte Popsängerin gefragt: „Wie fühlt man sich als singende Onanier-Vorlage?" Das fanden meine Kollegen ganz toll, ich bin dafür sogar in einer Fernsehkritik gelobt worden.

Wahrscheinlich nur von Männern.
Ja, wahrscheinlich. Die Kollegen in der Redaktion fanden das überwiegend geil. In Wirklichkeit war es nur daneben, peinlich. Diese arme Sängerin hat nur noch zugesehen, dass sie den Talk überlebt. Jetzt kann man natürlich sagen: „Wow, das war schön frech!" So what? Was hat das Publikum über sie erfahren? Es hat nur dabei zugesehen, wie ein Moderator ganz toll rüberkommen wollte.

Wen wollen Sie unbedingt mal interviewen?
Helene Fischer und Wladimir Putin.

Im Doppelinterview?
Von mir aus auch das!

Giovanni di Lorenzo in seinem Büro in Hamburg. An Wänden und Decke kleben Titelseiten der *Zeit*.

Warum ausgerechnet Helene Fischer?
Wenn es eine Person gibt, auf die sich die meisten Deutschen verständigen könnten, dass die ihre Sache gut macht, dann ist es Helene Fischer. So ein Mensch interessiert mich.

Sie polarisiert natürlich auch.
Ich weiß gar nicht, ob sie noch polarisiert. Sie ist unfassbar erfolgreich und sehr professionell auf einem Level, das in Deutschland wirklich die Ausnahme ist.

Helene Fischer gibt aber selten Interviews. Haben Sie sie schon mal gefragt?
Sie ist einem Interview mit mir grundsätzlich nicht abgeneigt, aber sie lässt sich doch sehr bitten. Wir wollten uns vor kurzem mal auf einen Kaffee treffen, zum Kennenlernen – und ausgerechnet dieser Termin ist an mir gescheitert, weil ich zeitgleich Sendung hatte.

Waren Sie mit Putin auch schon mal zum Kaffeetrinken verabredet?
Ich war bei einem Abendessen mit Putin in Hannover, organisiert von seinem Freund Gerhard Schröder. Ich habe die Angst vor Putin im Raum gespürt. Das war eine ungewöhnliche Begegnung. Ich glaube, dass er ein extrem schwieriger Gesprächspartner ist.

Was würde Sie an einem Gespräch mit ihm reizen?
Ich möchte die Logik hinter seiner Politik verstehen. Und wenn es mal so weit sein sollte, werde ich mich sehr lange darauf vorbereiten. Das finde ich wichtig. Er muss das Gefühl haben: Der hat sich mit mir auseinandergesetzt.

Glauben Sie, das mit Ihnen und Putin wird noch was?
Ja! Aber ich hoffe, dass es mit Helene Fischer etwas schneller geht.

Sie haben 2017 den türkischen Präsidenten Recep Tayyip Erdoğan interviewt. War die Stimmung dort vergleichbar mit dem Abendessen mit Putin?
Erdoğan war sehr viel feindseliger. In Hannover waren wir wenigstens mehrere Kollegen. Bei Erdoğan war ich nur mit einem Fotografen, auf den sich zwischendurch die Leibwächter stürzten, weil er angeblich ein falsches Bild gemacht hat. Erdoğan war eine echte Mutprobe.

Die Ihnen geglückt ist.
Ich habe einfach mein Ding durchgezogen. Ich dachte: Wenn die Atmosphäre schon feindselig ist, dann aber bitte so richtig.

Wie haben Sie mit ihm geredet? In so einem Gespräch kommt man mit Augenhöhe und Offenheit wahrscheinlich nicht weit.
Da kann man nur hart dagegen halten und hart fragen. Bei Erdoğan hilft zu menscheln gar nicht. Er hat mich nicht als Journalisten gesehen, sondern als Repräsentanten der Bundesrepublik Deutschland. Nie habe ich mich deutscher gefühlt als an diesem Tag. Augenhöhe gab es nicht, die hat er nicht zugelassen. Und ich fragte mich immer wieder, ob er die Beherrschung verliert und das Gespräch einfach abbricht.

Hatten Sie während des Interviews Angst?
Währenddessen nicht, da war zu viel Adrenalin im Spiel. Aber als wir fertig waren, wollten sowohl der Fotograf als auch ich einfach nur weg. Wir haben noch die letzte Maschine geschafft. Egal wohin, wir wollten nur weg, um unser Material zu sichern.

»Erdoğan war eine echte Mutprobe«

Nach dem Interview mit Papst Franziskus hatten Sie bestimmt ein besseres Gefühl.
Ja, mit Papst Franziskus wurde es tatsächlich ein Gespräch, darüber war ich sehr glücklich. Er hat sich nämlich auf Kinderfragen eingelassen. Ich habe sehr viel mehr Zeit rausschinden können, als vorhergesehen war.

Kinderfragen?
Natürlich hätte ich vor allem nach dem Zölibat oder den Missbrauchsvorfällen fragen können. Aber stattdessen hat er mit mir über seine Zweifel und Sünden geredet und mir erzählt, dass er Gott über weite Phasen in seinem Leben nicht spürt. Das fand ich so unendlich viel ergiebiger. Das Gespräch mit dem Papst hat mich so beeindruckt, wie kein anderes.

Warum?
Weil ich am Vorgänger schon gescheitert war. Weil es eine Fraktion von deutschen Einflüsterern in seiner Entourage gab, die das Interview verhindern wollten. Und weil dieser Mensch extrem charismatisch ist. Es war ein sehr warmes Gespräch. Am Schluss sagte er: „Beten Sie für mich." Auch das war sehr, sehr berührend.

Wie gelingt so ein wichtiges Gespräch?
Das hängt ehrlich gesagt auch von der Tagesform ab. Wenn man schlecht drauf ist, dann verhunzt man die erste Frage und kommt nicht mehr rein. Vor dem Gespräch mit dem Papst war ich so voller Adrenalin, dass es ganz gut geklappt hat, obwohl ich kurz vor Beginn noch umdrehen musste, weil ich vor Aufregung eines der Aufnahmegeräte im Hotel vergessen hatte.

Gibt es Menschen, die Sie nicht oft genug interviewen können?
Ich habe das Gefühl, dass das erste Interview immer das wahrhaftigste ist. Wenn man eine Person mehrmals hintereinander befragt, fängt man irgendwann an, den Anderen und sich selbst zu zitieren. Vielleicht ist ein gutes Interview doch eher ein One-Night-Stand.

Aber Helmut Schmidt haben Sie sehr oft interviewt.
Mit ihm blieb es immer spannend, obwohl ich viele seiner Antworten auf meine Fragen schon vorher kannte. Aber es hat lange gedauert, bis ich mich getraut habe zu fragen, ob er auch getötet hat.

Wie war seine Antwort?
Ja, hat er, auch wenn er es nur indirekt zum Ausdruck gebracht hat.

Sie haben einmal geschrieben, dass niemand so nervenaufreibend schweigen konnte wie Helmut Schmidt. Wie gehen Sie mit dem Schweigen von Gesprächspartnern um?
Bei Schmidt war es: aushalten. Einfach aushalten. Sonst hilft nur: Die eigene Lage transparent zu machen und zu fragen: „Habe ich was Falsches gesagt?" Der Andere merkt sowieso, dass man getroffen ist. Das kann man gar nicht verbergen.

Merken Sie, dass Menschen heute anders mit Ihnen reden als zu Beginn Ihrer Karriere?
Vor einiger Zeit habe ich ein junges Ehepaar, mit dem ich mich angefreundet habe, zum Abendessen eingeladen, ich habe gekocht. Es wurde ein schöner und lustiger Abend. Hinterher hat die Frau mir verraten: „Wir haben zwei Wochen vor der Einladung angefangen, *Phoenix* zu gucken. Wir dachten, wir müssen mit dir mithalten, falls es um Politik geht." Das ist natürlich komisch, aber gleichzeitig auch bestürzend: Ein Gespräch über Politik wäre das Letzte gewesen, was ich von diesem Abend erwartet hätte. Wenn ich entspannen möchte, dann will ich gerade das nicht.

Glauben Sie, dass Sie Menschen einschüchtern?
Hoffentlich nicht! Ich spüre heute vielleicht einen gewissen Respekt. Und manche Menschen sind überrascht, dass ich in der persönlichen Begegnung offenbar viel zugänglicher wirke als in den Medien, obwohl ich mich in der Öffentlichkeit nicht viel anders gebe als zu Hause .

Stoßen sie beim Reden auch an Grenzen?
Die Grenzen des Redens wurden mir durch Corona bewusst. Am härtesten war für mich das Kontaktverbot zu meiner Mutter. Sie lebt in einem Pflegeheim. Wir haben ihr zwar ein iPad besorgt und eine Schwester hat es ihr angemacht, sodass sie mich zumindest gesehen hat. Aber das hat sie nur zusätzlich verstört. Für sie ist die persönliche Begegnung das Wichtigste, eine Berührung und das Gefühl: Ich bin da. Auch wenn der Rest Schweigen ist.

Hier rede ich

(leider)

TEXT: ALEXANDER GUTSFELD

Eigentlich sollte auf dieser Seite ein Text über Menschen stehen, die fast nie zu Wort kommen. Weil sie kaum Deutsch sprechen, obwohl sie schon lange in Deutschland leben. Ich wollte ihre Geschichten aufschreiben. Doch keiner von ihnen wollte sie mir erzählen.

Ich habe schon viel über solche Menschen gelesen. Es heißt dann oft, dass sie in einer „Parallelgesellschaft“ leben. Dass sie sich nicht integriert hätten. Ein Gesicht haben diese Menschen in den Artikeln selten. Und schon gar keine Stimme. Das sollte in meinem Artikel anders sein.

Also rief ich einen Freund an. Er ist im Münchner Migrant*innenviertel Messestadt aufgewachsen, nicht wie ich am luxussanierten Gärtnerplatz. Er denkt keine Sekunde nach, als ich ihn frage, ob er solche Leute kennt. Er habe viele ehemalige Schulfreunde, deren Eltern kaum Deutsch sprechen. Ich bitte ihn, sie zu fragen, ob ihre Eltern mit mir reden wollen. Diesmal zögert er: lieber nicht. Das Thema sei zu sensibel. Viele Menschen mit Migrationsgeschichte würden sich für ihr schlechtes Deutsch schämen.

Ich suche trotzdem weiter. Diesmal auf Facebook und Instagram. Mein Post bekommt viele Likes und Herzchen – und ich ein paar Nachrichten und Anrufe. Die Gespräche laufen immer gleich ab: Die Kinder rufen an und sind begeistert, die Eltern sagen ab. Zu privat. Ich beginne zu zweifeln: Würde ich sie bloßstellen, wenn ich über ihr schlechtes Deutsch schriebe?

Ich rufe Merve Kayikci an. Sie macht den Podcast „Mashallah!“, ihr Blog heißt „Primamuslima“. Ich fühle mich unwohl, als ich sie frage, ob sie mir bei meiner Suche helfen kann. Ihre Gegenfrage bestätigt mein ungutes Gefühl: „Weißt du, wie viel Abneigung diese Menschen in Deutschland erfahren?“ Sie selbst würde ihren Eltern abraten, mit mir zu reden, wenn sie nicht gut Deutsch sprechen würden. „Ich kenne dich ja gar nicht und weiß nicht, ob ich dir vertrauen kann.“ Ich erkläre ihr mein Ziel, die Perspektive dieser Menschen sichtbar zu machen. „Das wird schwierig“, sagt Merve. „Die Generation meiner Eltern hat kein Vertrauen in die Medien, weil sie oft missverstanden und falsch dargestellt wird.“

Meine Suche ist gescheitert, weil ich zu wenige Menschen in der migrantischen Community kenne. Aber das ist nicht der einzige Grund: Ich habe ich mich auf die vermeintliche Schwäche dieser Menschen konzentriert, ihr schlechtes Deutsch. Damit habe ich den Fehler gemacht, den ich eigentlich vermeiden wollte: Statt sie ihre Geschichten erzählen zu lassen, glaubte ich, den Kern dieser Geschichten bereits zu kennen. So habe ich nicht erfahren, was diese Menschen wirklich bewegt. An ihrer Stelle rede nun ich.

Bundestagsgerede

»Ich bin heute durch die Beiträge der Kollegen von den Regierungsfraktionen an das Gutenachtlied erinnert worden, das ich meiner Tochter in den letzten Wochen häufig gesungen habe: «

Andrea Nahles (SPD), 3. September 2013

b 1

a) Bra bra bra macht die Uzi, bra bra bra bra macht die Uzi macht die Uzi, Dicka.

b) Da hat das rote Pferd sich einfach umgekehrt und hat mit seinem Schwanz die Fliege abgewehrt.

c) Ich mach' mir die Welt, widde widde wie sie mir gefällt.

» ✈ sind eben auch im Parlament eine wichtige Unterstützung, auch für uns in der Fraktion.«

Philipp Amthor (CDU), 21. Februar 2019

b 2

a) Geldscheine

b) Frauen

c) Lobbyisten

»Ich halte das Wohnungsbaukonzept dort für relativ wenig zukunftsfähig, indem man Baumhäuser baut, «

Mario Mieruch (fraktionslos), 10. April 2019

b 3

a) die für 1800 Euro in Berlin-Mitte vermietet werden.

b) aus denen heraus man seine Besucher mit Kacke bewirft.

c) von denen aus man keine Vögel beobachten kann.

Bei diesen Zitaten aus dem Parlament wurden entscheidende Passagen durch eine Tonspur ersetzt. Was haben die Politiker*innen wohl gesagt?

RECHERCHE: VICTORIA KUNZMANN & BENEDIKT DIETSCH & BEN KUTZ

»[Es] wurde heute Morgen im Ersten Deutschen Fernsehen berichtet, dass man mittlerweile auch eine vegane

erwerben könne. […] Mir zumindest fehlt dafür jedes Verständnis.«

Dieter Stier (CDU), 15. Januar 2015

4

b

a) Lederpeitsche im Sexshop

b) Pelzjacke in der Boutique

c) Bockwurst in der Metzgerei

»Da kann ich nur sagen, lieber Herr Brüderle: Lieber einmal in der Woche freiwillig

als jahrelang unfreiwillige Überwachung durch die NSA.«

Katrin Göring-Eckardt (Grüne), 3. September 2013

5

b

a) Scrabbeln mit Stoiber

b) Spinat mit Ei

c) zur Kaffeefahrt in die Uckermark

»Zu Herrn Lindner muss ich sagen, dass ich das unerträglich finde: Jedes Mal, wenn hier eine Frau redet, dann macht dieser Macho arrogante Zwischenrufe und

«

Jan van Aken (Linke), 24. Mai 2012

6

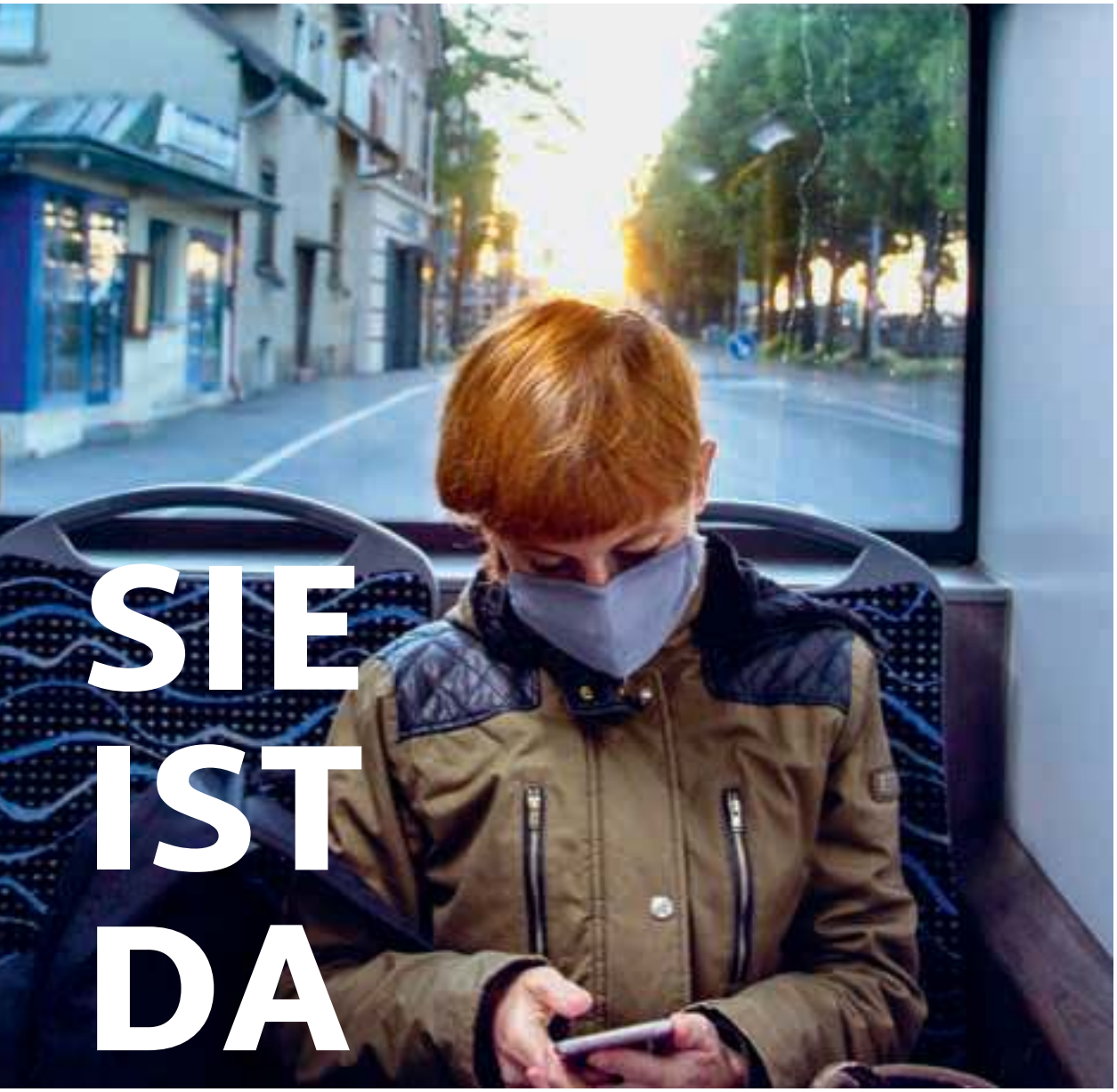
b

a) onaniert ungeniert.

b) kontrolliert seine Frisur mit der Selfie-Cam.

c) krault sich seine Eier.

Richtige Antworten: 1c, 2b, 3b, 4a, 5b, 6c.



SIE IST DA

In Online-Diskussionen dominieren oft Hass und Hetze.
Angela Beck (43) hält dagegen. Und 45.000 Onlineaktivist*innen machen mit. Ein Tag mit der Frau, die für mehr Menschlichkeit im Netz kämpft.

TEXT | FOTOS: ANDRÉ DÉR-HÖRMEYER

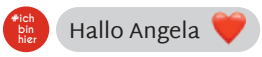
4:40 Jetzt taucht die Sonne auf, so schnell, als würde jemand die Helligkeit an einem Bildschirm hochdrehen. Angela Becks Schritte hallen die Straße zum Bahnhof herunter. Ihre Augen Dienstagmorgen-müde, der Blick geradeaus, Kippe Eins qualmt im Mund. Zwei kommt nach der Zugfahrt, Drei beim Warten auf den Bus. Laufen, Rauchen, Fahren, Warten, Rauchen, Fahren. Das ist der Arbeitsweg, den sie jeden Tag zurücklegt. Insgesamt anderthalb Stunden. Sie geht und spricht entschlossen wie eine Tatort-Kommissarin. Im echten Leben ist sie Altenpflegerin. Die müssen meistens früher aufstehen.

Gut geschlafen?
Sie?
Nein. Sie?
Nein.
Zu früh zum Reden?
Definitiv.

Beck bläst Zigarettenrauch in die Morgenluft und zückt ihr Handy.

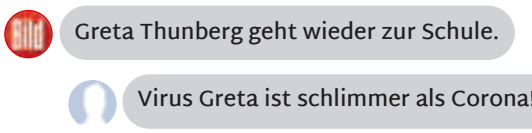
Was machen Sie da?
Ich begrüße das Team.

Wen?
Meine Kolleg*innen von #ichbinhier. Das ist eine Facebook-Gruppe, in der wir Links zu Online-Diskussionen teilen, die aus dem Ruder laufen. Wir versuchen mit sachlichen Kommentaren dagegenzuhalten. Ein paar Frühaufsteher scannen gerade schon, welche Themen heute hochkochen, und schicken mir Links dazu.



Und um 4:40 finden die schon was?
Schon erstaunlich, wie früh manche Menschen aufstehen, um ihren Hass im Internet zu verbreiten.

4:52 Die Bahn ist pünktlich. Becks Daumen tanzen über das Display. Facebook, Whatsapp, Slack. Sie navigiert über die Symbole der Apps, schreibt kurze Nachrichten, liked Beiträge, scrollt und steigt in den Zug. Mit ihrem Samsung Galaxy koordiniert sie jetzt eine Facebook-Gruppe aus knapp 45.000 Onlineaktivist*innen. Wie ein Einsatzkommando warten sie darauf, dass Beck ein Startsignal gibt. Vor dem Fenster schwappt der Bodensee ans Ufer, in den Kommentarspalten wird der erste Hass angespült.



Das geht ja gut los.
Ja, wenn es um Greta geht, ist klar, dass eine Menge Hässlichkeit hervorkriecht. Ich glaube aber nicht, dass wir eine Aktion starten müssen.
Warum?
Der Post ist schon 13 Minuten alt und bis jetzt finden sich darunter relativ wenige Kommentare, die kaum geliked wurden. Es geht um Schnelligkeit. Ich habe häufig nur eine Minute, um zu entscheiden, ob wir reingehen oder nicht. Sonst schaffen es unsere Kommentare nicht nach oben.
Und wie entscheiden Sie sich jetzt?
Wir machen nichts.

Was passiert, wenn Sie eine Aktion starten?
Ich poste den Link zum Artikel in unsere Gruppe und beschreibe kurz, worum es geht. Unsere Mitglieder gehen dann zum Artikel, schreiben konstruktive Kommentare und liken ihre Beiträge gegenseitig, damit sie weiter oben erscheinen.
Wie sind Sie dazu gekommen, den Hass im Netz zu bekämpfen?
Hier im Bus höre ich manchmal genau die Dinge, die mir auch online begegnen. Flüchtlingsheime sollte man alle niederbrennen und solches Zeug. Irgendwann konnte ich es einfach nicht mehr aushalten.
Und wie kamen Sie zur Facebook-Gruppe #ichbinhier?
Das war Zufall. Ich glaube, Hannes Ley, der Gründer, hat mich eingeladen. Am Anfang habe ich ziemlich viele Kommentare geschrieben und wurde dann gefragt, ob ich eine der knapp 30 Moderator*innen werden will. Die Ortlosigkeit des Internets passt zu meinem Pendler-Alltag. Mich nervt diese tote Zeit morgens, wenn ich auf den Bus warte. Durch #ichbinhier kann ich die Zeit sinnvoll nutzen. Ich habe für mich einen Raum entdeckt, den ich sonst im Alltag überhaupt nicht habe. Es interessiert ja sonst niemanden, was ich denke. So, hier müssen wir raus.

6:12 Der Bus hält vor dem Seniorenzentrum Michael Herler Heim in Singen. Im backsteinrot gestrichenen Flachdachbau leben knapp 85 Senior*innen. Viele von ihnen leiden an Demenz. Als Altenpflegerin verwendet Beck die ersten Stunden ihrer Frühschicht darauf, die Bewohner*innen für den Tag vorzubereiten. Um 10:30 sitzen die meisten von ihnen bereits am Mittagstisch und warten. Ein Mann mit langen weißen Haaren starrt auf den Linoleumboden, ein anderer aus dem Fenster. Es riecht nach Nürnberger Würstchen und Desinfektionsspray. Hin und wieder bimmelt ein Telefon. Becks Handy liegt ausgeschaltet im Schrank, während das Internet erwacht. Von Minute zu Minute werden die Kommentare hasserfüllter.

Die armen Lehrer müssen das psychisch eingeschränkte Kind jetzt unterrichten.

Wenn man denkt, schlimmer kanns nicht werden. Kommt Greta wieder!!

Schauen Sie bei der Arbeit manchmal aufs Handy?
Nein. Wenn ich hier bin, bin ich hier. Ich kann nicht eine Sache gut machen und eine andere im Hinterkopf haben.
Ein hetzerischer Kommentar steht mit über 1.000 Likes ganz oben.
Das ist mir egal.
Bereuen Sie nicht, heute Morgen nichts dagegen getan zu haben?
Ich kann eh schon schlecht schlafen. Wenn ich jetzt noch einen Gedanken an eine Aktion, die ich gestartet oder nicht gestartet habe, verschwenden würde, würde ich das nicht durchhalten. Das ist jetzt einfach vorbei.
Also mich würde das ärgern.
Theoretisch könnte ich mich ärgern. Dann würde ich das noch genau drei Wochen machen und dann sagen: Ich halt das nicht aus!
Es gab auch schon Mitglieder, die sich verheizt haben. Ich habe aus der Gruppe gehört, dass ein paar sogar depressiv geworden seien.
Man muss auf sich aufpassen. Ich musste das auch erst lernen. Am Anfang war es wie ein Sog. Etwas Euphorisches. Man hat das Gefühl, da begegnet dir etwas, das deine Reaktion erfordert und du kannst wirklich was tun. Und du postest mit Rückendeckung! Für viele kommt dann aber ein Punkt, an dem man denkt: Ich kann nicht mehr. Ich will das alles nicht mehr sehen.
Wie motivieren Sie sich dann?
Besteht Ihr Leben nur aus perfekten Tagen?
Nein.
Man muss einfach weitermachen.

13:03 Nach dem Dessert hilft Beck einer Bewohnerin ins Bett. Sie umarmt die Frau in ihrem Rollstuhl. Ganz langsam erheben die zwei Frauen sich, bis sie wankend, als würden sie eng umschlungen tanzen, das Bett erreichen. Körperlichkeit, Berührung, Mimik, Gestik machen Becks Arbeit als Altenpflegerin aus. In der Online-Welt fehlt all das. Dort gibt es nur Worte. Um 14:30 endet die Frühschicht. Wenn Beck dann ihr Handy anmacht, dauert es eine Sekunde, bis mit dem Netzempfang dutzende Nachrichten ankommen.
Auch heute.

Was passiert da gerade auf Ihrem Handy?
Wir haben einen Hinweis auf einen Post auf der Seite von *Unicef*. Ich schau mir das mal an.
Und?
Das könnte ein Shitstorm sein. Eine organisierte Aktion. Sehr viele schlimme Kommentare in einer sehr kurzen Zeit. Alle mit ähnlichem Inhalt. Ich starte jetzt eine Aktion.

13:30 Raucherpause.

Im Jemen herrscht eine Notsituation in einer Notsituation. Das Leben der Kinder ist doppelt in Gefahr: durch den Krieg und Covid-19. Sie brauchen dringend Hilfe und vor allem Frieden!

Sicher... Ich spende lieber für Tiere...

Ist schon Weihnachten oder warum wird auf die Tränendrüse gedrückt?

Was fühlen Sie, wenn Sie diese menschenverachtenden Kommentare sehen?
Das ist so ein Stopp-Gefühl. Wie wenn du auf der Straße an jemandem vorbeigehst, der gerade seine Frau schlägt. Und du denkst: Okay, entweder ich geh jetzt vorbei und tu so als wär nichts gewesen oder ich handle jetzt. Das ist ein Gefühl von Verantwortung. Es dürfte jetzt nicht mehr lang dauern, bis die Anderen mit ihren Kommentaren loslegen.

Hallo, ihr Lieben! Wir machen eine Aktion auf der Seite von UNICEF Deutschland. Thema ist die dramatische Lage von Kindern im Jemen, in den Kommentaren finden sich Unterstellungen, Hohn, Menschenverachtung. Deshalb werden wir gebraucht ❤️

Sicher ist es nicht möglich überall zu helfen wie es nötig wäre aber aufgeben ist keine Option. #ichbinhier und habe eben gespendet.

Danke UNICEF für euren unermüdlichen Einsatz. #ichbinhier und unterstütze das gern.

Schreiben Sie selbst auch einen Kommentar?
Ja, klar.

Manchmal frage ich mich, ob Menschen, die auf solche Bilder und Informationen mit Leugnung, Hohn und Abwertung reagieren, nicht einfach nur zu verletzt oder verletzlich sind, um sich realem Leid solchen Ausmaßes zu stellen. Ich weiß es nicht. Aber ich bin jedem dankbar, der hinsieht und handelt. #ichbinhier ❤️

Das ging ja schnell.
Ich weiß ja, wie ich dazu stehe. Diese Themen kommen immer wieder auf. Ich kopiere aber nicht einfach meine alten Kommentare, sondern versuche, meine Worte an mein Gegenüber und die Situation anzupassen.
Glauben Sie, dass Menschen, die Hasskommentare schreiben, unglücklich sind?
Ja. Ich glaube, das ist die Art von Unglück, die die Menschen sich selbst nicht eingestehen. Ich kenne das von der Arbeit. Wenn Leute etwas einfach nicht aushalten, wenn zum Beispiel ein alter Mensch leidet, dann verharmlosen sie es oder leugnen es. Ich vermute, das sind Menschen, die oft nicht im Reinen mit sich selbst und sehr unzufrieden sind. Aber das könnte ich auch von mir sagen. Ich bin auch oft unzufrieden.
Und warum schreiben Sie dann nicht so etwas?
Man kriegt ja mit, wenn man sich selber verarscht. Ich versuche nicht in diese Abwehrhaltung zu gehen, sondern zu handeln.

15:32 Zurück am Bodensee. Das Strandbad in Markelfingen ist voll. Beck kauft sich eine Limo und setzt sich etwas abseits des Treibens an den See. Auf ihrem Handy sieht sie, wie ihre Kolleg*innen weiter gegen den Shitstorm kämpfen. Die #ichbinhier-Kommentare sammeln Likes und klettern immer höher. Inzwischen hat sich *Unicef* offiziell bei einigen Gruppenmitgliedern bedankt.

Danke für deine Unterstützung ❤️

Die Aktion scheint ein Erfolg zu sein. Glauben Sie, dass Sie andere Menschen dadurch positiv beeinflussen?
Das kann ich nicht einschätzen.
Wann ist eine Aktion denn ein Erfolg?
Wenn die Beteiligung in der Gruppe groß ist. Das Entscheidende ist, dass Menschen das machen; nicht was dabei raus kommt, sondern dass sie das machen.
Der Effekt auf andere ist Ihnen also gar nicht wichtig?
Der Effekt auf andere, auf die sogenannten stillen Mitleser*innen, der ist ja überhaupt nicht messbar. Ich glaube, der Einfluss, den wir innerhalb der Gruppe aufeinander haben, ist wichtiger. Das ist ein realer Effekt. Jeder, der sich ermächtigt und ermutigt fühlt, in diesem virtuellen Raum seinen Platz in der Gesellschaft als gleichberechtigte*r Bürger*in einzunehmen und sich zu äußern, ist für mich ein Erfolg. Es ist toll, dass Leute über ihre Unsicherheiten und Ängste hinweg sagen: ICH. BIN. HIER. Und ich hab auch was dazu zu sagen.
Glauben Sie, dass es online überhaupt so etwas wie ernstgemeinte Diskussionen gibt?
Ich habe das vereinzelt erlebt. Aber sehr selten.
Wann lohnt es sich, trotzdem zu reden?
Wenn echtes Interesse besteht zuzuhören. Es gibt ein Match, wenn Menschen ins Gespräch kommen, die sich was zu sagen haben. Das passiert nicht so häufig. Vor allem auf Facebook.
Kann man nur gute Gespräche mit Menschen haben, die schon derselben Meinung sind?
Nein, sondern mit Menschen, denen es nicht darum geht, dich von irgendetwas zu überzeugen oder stumpf immer wieder ihre Agenda zu wiederholen.

Ich habe so viele tolle, kluge, individuelle Standpunkte in unserer Gruppe gelesen. Von Menschen, die ich sonst nicht wahrgenommen hätte. Und die sich ohne #ichbinhier gar nicht so geäußert hätten.

Treffen sich die Gruppenmitglieder auch im echten Leben?

Ich war schon auf einigen Treffen. In Berlin, Hamburg oder Bonn. Das war erstmal komisch, weil es gar nicht komisch war. Wir haben uns alle sofort sehr gut verstanden und konnten auch problemlos über andere Dinge als die Gruppe reden. Ich kenne sogar ein Paar, das sich über #ichbinhier kennengelernt hat.

Am Ende ist trotzdem jeder alleine mit dem Hass auf seinem Bildschirm...

Ja. Ich halte es aus, indem ich etwas dagegen tue. Wenn ich wegschaue und mich nicht damit beschäftige, kriege ich dieses Gefühl wie am Anfang eines Horrorfilms. Wenn eigentlich alles noch total hübsch aussieht, aber es läuft schon diese unheimliche Musik. Es beruhigt mich nicht, wenn ich das Schlimme nicht sehe. Ich weiß ja, dass es da ist. Außerdem mache ich täglich Yoga.

16:30 Beck drückt ihre selbstgedrehte Zigarette aus. Ein letztes Porträtfoto am Bodensee, dann verabschiedet sie sich. Und holt ihr Handy aus der Tasche.

Frei sprechen*

Der Ex-Freund von Eva Wiedemann (31) schlug und stalkte sie. Warum sie offen darüber redet, erzählt sie hier.

PROTOKOLL: JULIA MEIDINGER | ILLUSTRATION: JULE RICHTER

Es begann mit Schlägen ins Gesicht. Danach weinte er und versprach, dass das nicht nochmal passieren wird. Ich durfte keinen Lippenstift tragen, bei bestimmten Kleidern sagte er: „Die trägst du ab jetzt nur für mich." Ich habe niemandem erzählt, woher die blauen Flecken auf meiner Haut kamen. Ich war wie in einem Kokon, isoliert von der Außenwelt. Er war der Mittelpunkt meines Lebens. Er war derjenige, der mich an den Haaren zog, am Hals hochhob oder mich über die Balkonbrüstung hielt. Aber er war auch der, der mich tröstete, als ich danach weinend auf dem Boden saß.

Ich kann mich nur noch an Ausschnitte von dem erinnern, was Ende 2014 in der Tiefgarage passiert ist. Ich hatte mich von ihm getrennt, er wollte reden. Im Polizeibericht stand später: „Er schlug über einen Zeitraum von 45 Minuten auf Frau Wiedemann ein." Dabei hat er mir mein Brustbein gebrochen. Später bei der Polizei habe ich zum ersten Mal über alles gesprochen. Im Bericht stand: „Frau Wiedemann fing an zu erzählen und konnte gar nicht mehr damit aufhören."

Im Mai 2015 begann der erste Prozess und ich habe gelernt: Wenn man redet, werden einem auch Steine in den Weg gelegt. Der Richter fragte mich, ob ich meinen Ex-Partner betrogen hätte. Ich dachte: Was spielt das für eine Rolle? Am Ende bekam er Bewährung. Ich war erschüttert. Ein oder zwei Tage nach dem Prozess stand er wieder vor meiner Haustür. Wenn ich das Haus verließ, bekam ich Nachrichten wie: „Hey, für wen hast du dich denn so hübsch gemacht?" Ich sah nur einen Ausweg. Ich gehe zu ihm, aber mache die Regeln. Er durfte nicht bei mir vorbeikommen, ich habe die Treffpunkte gewählt.

Dann zog ich wegen meines Jobs nach Braunschweig. Zwischen Köln und Braunschweig liegen drei Stunden Autofahrt. Ich war plötzlich frei von Angst. Ich rief ihn an, sagte ihm, dass ich mich trenne. Dann ging alles von vorn los: Er verfolgte mich, fuhr zwischen Köln und Braunschweig hin und her, versuchte, ins Hotel einzubrechen. Ende des Jahres griff er mich auf dem Weg zur Sparkasse an. Danach saß ich wieder vor Polizisten, diesmal in Braunschweig. Zum ersten Mal hatte ich das Gefühl, dass mir jemand wirklich zuhörte. Der Kommissar fragte mich nach früheren Vorfällen und Verletzungen. Also habe ich wieder geredet: Erst vor der Polizei, dann vor Gericht. Am Ende plädierte der Richter – es war derselbe wie im ersten Prozess – erneut auf Bewährung. Aber ich hatte das Glück, dass es sich um einen Schöffenprozess handelte. Der Täter bekam drei Jahre ohne Bewährung.

ICH WILL DEN OPFERN VON GEWALT ZEIGEN, DASS SIE NICHT ALLEIN SIND

Anfang 2017 ist die Braunschweiger Polizei auf mich zugekommen. Sie haben mich gefragt, ob ich einen Vortrag halten würde. Über alles, was mir passiert ist. Anfangs habe ich nur vor Polizisten und Polizeischülern geredet, später auch bei öffentlichen Veranstaltungen und in Schulen. Ich kann den Knoten nicht lösen, wenn ich nicht weiß, wie er gebunden ist. Ich kann ihn nur lockern, indem ich spreche. Ich kann mit meinem Sprechen nicht jeder Frau helfen. Aber ich kann mein Wissen verbreiten. Ich will den Opfern von Gewalt zeigen, dass sie nicht allein sind. Einmal hat mir eine Frau nach einem Vortrag einen Zettel hingelegt. Darauf stand: „Ich mache jetzt eine Anzeige." Da wusste ich: Es lohnt sich, zu reden.

WAS WÜRDEN SIE TUN?

Sie werden Zeug*in häuslicher Gewalt und stehen vor der Entscheidung: Reden oder Schweigen? Unter klartext-magazin.de/58AB erfahren Sie, welche Folgen Ihre Entscheidung haben könnte.

*Die Geschichte einer Betroffenen, die über häusliche Gewalt geschwiegen hat, finden Sie auf Seite 23 des Schweigen-Hefts.

Mach’s gut, Kalle!

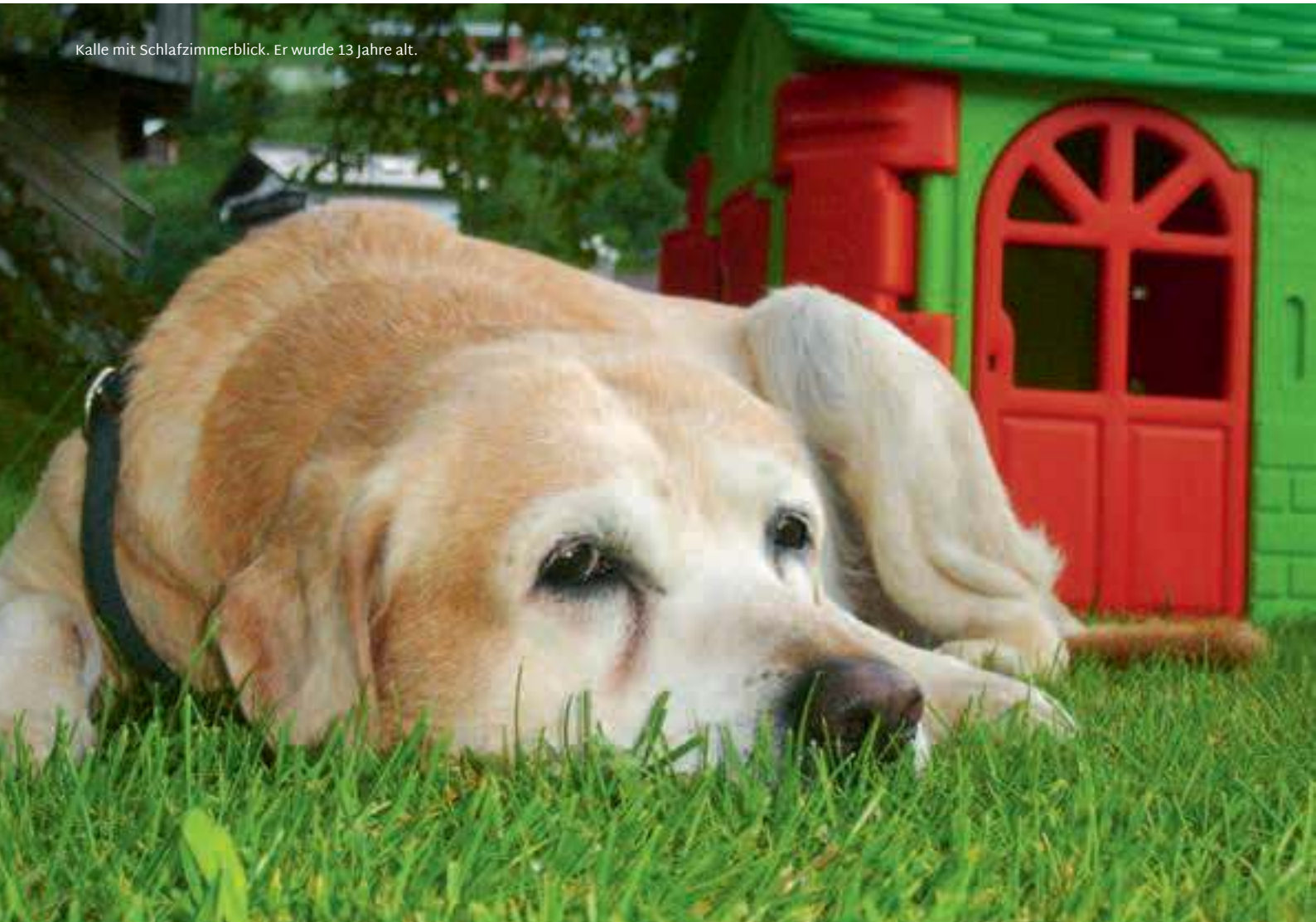
Am Todestag seines Hundes möchte unser Autor mit einer Grabrede nochmal an ihn erinnern. Der ehemalige Redenschreiber von Helmut Schmidt und ein Sprechertrainer helfen ihm dabei. Eine Anleitung in sechs Schritten.

TEXT | FOTO: FREDERIK KASTBERG

Kurz vor seinem Tod sieht Kalle noch einmal richtig glücklich aus. Seine Lefzen haben sich zu einem letzten Lächeln angehoben. Leicht benebelt von der Beruhigungsspritze der Tierärztin liegt er in den Armen meiner Schwester und träumt vielleicht vom Leberwurstbrot, das er eben noch von meiner Mutter bekommen hat. Er ahnt nicht: Es war sein letztes. Nach der nächsten Spritze wird er einschlafen. Für immer.

Wenige Stunden später stehe ich mit meiner Familie vor einem tiefen Loch in unserem Garten. Unten, in alte Handtücher eingewickelt, liegt Kalle. Von seinem hellblonden Fell ist nichts mehr zu sehen. Der Tumor in der Kniebeuge am hinteren linken Bein war am Ende so groß wie ein Tennisball. Eine OP hatte er schon hinter sich. Der Tumor kam trotzdem wieder, größer und aggressiver als vorher.

Sieben Jahre ist das jetzt her. Heute wächst auf seinem Grab ein Rosenbusch. Am 14. Oktober, Kalles Todestag, möchte ich mit einer Rede nochmal an einen besonderen Hund erinnern. Aber wie schreibe ich eine Grabrede für meinen Hund?



Kalle mit Schlafzimmerblick. Er wurde 13 Jahre alt.

WAS WILL ICH SAGEN?

1 „Das Wichtigste ist, dass Sie eine Botschaft haben“, sagt Thilo von Trotha, langjähriger Redenschreiber von Helmut Schmidt. „Sie müssen sich zu Beginn fragen: Was will ich mit der Rede sagen? Das ist wie mit einer Reise. Die fangen Sie auch nicht an, indem Sie einfach loslaufen und dann überlegen, wo Sie hingehen.“ Was er nicht weiß: Meine Reisen beginnen oft genau so. Aber für die Rede scheint mir ein guter Plan sinnvoll. Meine Botschaft ist klar: Kalle war ein toller Familienhund mit eigenem Charakter und ausgeprägtem Fressinstinkt – typisch für einen Labrador.

KONKRET IST SPANNEND

2 Von meiner Botschaft ausgehend soll ich die Rede aufbauen. Der Sprechertrainer Michael Rossié rät mir, viele konkrete Anekdoten aus Kalles Leben zu erzählen: „Es ist ganz einfach: Sie müssen nur das Allgemeine gegen das Konkrete austauschen. Sobald es allgemein wird, wird es langweilig. Sobald es konkret wird, wird es spannend.“ Kalle soll über die Geschichten weiterleben. So wird die Rede auch lustig: „Private Geschichten sind ein Schmunzler.“

GESCHICHTEN SAMMELN

3 Also fange ich an, Anekdoten zu sammeln. Nach einem kurzen Telefonat mit meinen Eltern habe ich so viel beisammen, dass aus der Rede ein Geschichtsband werden könnte. Sie erzählen, wie wir Kalle damals nur gekauft haben, weil er sich beim Züchter auf die Füße meines Vaters gesetzt hat. Als wir das erste Mal zusammen mit Kalle Ostern gefeiert haben, hat er sich nachts an den gesammelten Süßigkeiten bedient – eineinhalb Kilo Zartbitterschokolade, Marzipan und Ostereier mit Eierlikörfüllung inklusive Verpackung. Das hat meine Mutter später anhand der Kassenbons ausgerechnet. Die Behauptung, dass Schokolade für Hunde giftig sei, hat Kalle eindrucksvoll widerlegt. Kein Osterei hat die Nacht überlebt. Einmal haben wir ihm zu Weihnachten einen Kalbsknochen geschenkt. Als Dank hat er ihn direkt vor dem Tannenbaum zerlegt und uns zwei Stunden lang nicht zu den Geschenken durchgelassen. Ein Drama für uns Kinder. Manchmal hat sich Kalle seine Belohnungen aber auch verdient. In der Schulzeit hat er die Brotdosen aus unseren Rucksäcken geholt, sobald wir nach Hause kamen, und bei meiner Mutter abgeliefert.

Thilo von Trotha (80) sollte in der „Schreibstube“ von Helmut Schmidt eigentlich nur eine Urlaubsvertretung übernehmen – und schrieb daraufhin sechs Jahre lang die Reden des früheren Bundeskanzlers.

Michael Rossié (62) behauptet, jede*n zum Reden zu bringen. Der Kommunikationstrainer berät Moderator*innen und hält Reden auf Hochzeiten, Firmenfeiern oder Geburtstagen. Eine Grabrede für einen Hund ist aber auch für ihn eine Premiere.

NACH STERNEN GREIFEN

4 Ich weiß, was ich Kalle sagen möchte. Jetzt muss ich die Rede ausformulieren: „Ihre Liebe für Kalle und die Trauer über seinen Verlust müssen in der Rede deutlich werden“, sagt von Trotha. Ich soll mich kurz halten, drei bis fünf Minuten würden ausreichen. Außerdem rät er mir, auf die „sieben Sterne“ zu achten, nach denen jede*r Redner*in greifen soll: „Die Rede muss persönlich, glaubwürdig, informativ und interessant, klar und verständlich, abwechslungsreich und lebhaft, anschaulich und bildhaft, unterhaltsam und humorvoll sein.“ Ganz schön viele Sterne. Ich bin mir nicht sicher, ob ich in meiner Rede alle erreichen werde.

NICHT IN DEN SPIEGEL GUCKEN

5 Um die Rede zu üben, lese ich sie mir ein paar Mal laut vor und bessere einige Stellen aus, die holprig klingen. „Es gibt Leute, die üben vor dem Spiegel oder mit einem befreundeten Menschen“, sagt von Trotha. Und dann gibt es Leute wie seinen ehemaligen Chef: „Helmut Schmidt hat das nie gemacht. Der ging direkt ans Pult.“ Vom Üben vor dem Spiegel hält Rossié nichts: „Davon wird kein Mensch besser. Das ist Quatsch. Ein Video aufzunehmen und es sich anschließend anzugucken, ist viel besser.“ Das mache ich und bin im ersten Moment erschrocken von meiner monotonen Stimme. Aber die Aufnahme zu sehen hilft, die eigene Wirkung auf das Publikum besser zu verstehen. Bei persönlichen Reden ist Üben sinnvoll, um die Emotionen zu kontrollieren, meint Rossié: „Wenn Sie die Trauerrede ein paar Mal halten, können Sie die Tränen schon vorher vergießen.“

ES MUSS NICHT PERFEKT SEIN

6 Die Minuten vor einer Rede sind für Anfänger*innen besonders unangenehm, sagt von Trotha. „Das menschliche Gehirn ist eine vorzügliche Sache – bis zu dem Augenblick, wo man aufsteht und eine Rede hält. Auf dem Weg von der Sitzreihe zum Podium geht plötzlich das große Schneetreiben im Kopf los.“ Dieses Problem erübrigt sich in meinem Fall: In unserem Garten gibt es weder ein Podium geschweige denn eine Sitzreihe. Aber ich halte die Rede auch nicht für ein großes Publikum, sondern um gemeinsam mit meiner Familie an Kalle mit all seinen Macken und Eigenheiten zu erinnern. Zum Schluss rät mir Rossié, mich auf das Wesentliche, die Botschaft, zu konzentrieren: „Denken Sie nicht an zu viele Dinge gleichzeitig und vor allem: Verzichten Sie darauf, perfekt sein zu wollen. Es ist nicht so schwer, wenn Sie nicht versuchen, die Rede des Jahres zu halten.“

MIT DIR

Chaos im Kehlkopf

Den Allermeisten fällt das Reden leicht. Was aber, wenn jedes Wort eine Herausforderung ist? Oder die Angst vor dem Sprechen die Sätze erstickt? Vier Betroffene erzählen ihre Geschichte.

PROTOKOLLE: LISANNE DEHNBOSTEL & FREDERIK KASTBERG | ILLUSTRATION: JULE RICHTER

REDEANGST

Marla Zimmers*
26, Studentin Mode-Textil-Design

Manchmal überlege ich, wie mein Leben aussehen würde, wenn ich mich unbeschwert mit Menschen unterhalten könnte. Auf Partys tanzen, trinken und einfach mal Blödsinn machen. Aber ich amüsiere mich nicht auf Partys. Vor jeder Verabredung habe ich Angst. Selbst wenn es nur auf einen Kaffee mit einer Freundin ist. Ich werde schon aufgeregt, wenn wir den Termin ausmachen. Die einzige Ausnahme sind enge Freunde, die ich schon jahrelang kenne. Mit ihnen macht es mir sogar Spaß, mich zu unterhalten.

»Mein Hals wird trocken, ich zittere«

Lange Zeit dachte ich, dass meine Redeangst nur eine Phase in der Pubertät wäre. Dass das Leben wie durch einen Zauberspruch nach dem Auszug plötzlich anders wird. Aber jetzt wohne ich seit sieben Jahren allein, bin fast fertig mit dem Studium, und es hat sich nicht geändert. Besonders schwer ist es für mich, mit Menschen zu reden, die ich regelmäßig treffe oder gerade besser kennenlerne. Zum Beispiel Kommilitonen, mit denen ich dieselbe Vorlesung besuche. Wenn ich mit ihnen rede und mir nicht einfällt, was ich sagen soll, kann ich der Situation kaum entkommen. Das wäre peinlich.

Mit Fremden zu reden, die ich eh nicht wiedersehe, fällt mir leichter. Kurz bevor ich mich mit Bekannten treffe, zittere ich. Mein Herz schlägt schneller, mein Hals wird trocken. Während ich mich unterhalte, ist es besser. Trotzdem beobachte ich die ganze Zeit jede meiner Bewegungen. Gleichzeitig achte ich darauf, wie die Anderen mich wahrnehmen. Ich denke darüber nach, welches Thema passend ist und welches ich vermeiden sollte. Oft überlege ich schon vorher, über was wir reden könnten. Jedes Wort, das ich sage, wähle ich bewusst. Ich habe Angst, dass die Anderen mich sonst missverstehen. Oder dass sie das, was ich sage, anders interpretieren. Dass ich mich vor ihnen blamiere. Deswegen habe ich Angst zu reden.

*Name von der Redaktion geändert

TOURETTE

Bijan Kaffenberger
31, SPD-Abgeordneter im hessischen Landtag

Die ersten Tics hatte ich mit sechs, die Diagnose mit elf oder zwölf. Ich habe mich damit arrangiert, aber bis ich die Krankheit vollends akzeptiert habe, ist eine gewisse Zeit vergangen. Ich habe vokale Tics, also unwillkürliche Lautäußerungen, aber auch motorische, also Zuckungen. Die Tics reißen mich aus dem Redefluss. Sie führen aber nicht dazu, dass ich situationskomische Dinge wie „Sehr geehrter Herr Präsident Arschloch“ im Landtag sage. Wäre aber lustig. Mit anderen Menschen zu reden wird immer dann besonders schwierig, wenn es Sprachbarrieren gibt. Auf Englisch kriege ich die Krankheit noch erklärt, auf Französisch auch gerade noch, aber darüber hinaus wird es kompliziert. In Thailand am Flughafen hat das Personal am Schalter ohne Ende gekichert. In solchen Situationen muss ich etwas Gelassenheit mitbringen. Im Oman sind alle total locker damit umgegangen. Mein genereller Eindruck ist, dass die Menschen im Ausland oft weniger verkrampft sind als in Deutschland und die Krankheit direkter ansprechen. Von daher ist es gut, dass ich Tourette hier am besten erklären kann.

»Ich klammere mich ans Pult«

Wenn ich im Plenarsaal eine Rede halte, klammere ich mich ans Pult. Dadurch zucke ich mit den Armen weniger. Ich versuche, über die Konzentration auf die Rede ruhiger zu werden und bereite meine Texte sehr gut vor. Außerdem habe ich immer eine komplett ausgeschriebene Rede dabei, die ich zur Not Wort für Wort ablesen könnte, wenn die Tics zu stark werden. Das sind Strategien, die mir Sicherheit geben. Sie minimieren den inneren Druck, der die Tics nur verstärken würde. Das absolute Tic-Desaster wäre, wenn ich am Ende kein Wort mehr rausbringen würde. Und dann sitzen da 100 Leute im Saal, die Kamera läuft und alle sehen, wie ich rumzucke und nichts mehr sage. Ich bin mir aber auch bewusst, dass es für mich, unabhängig von Tourette, ein Privileg ist, in so einem Gremium reden zu dürfen. Ich erwarte vom Landtag aber, dass er mich so akzeptiert, was er auch tut, und die Hürden für andere Menschen mit Behinderung abbaut. Ihre Stimme muss gehört werden.

STOTTERN

Chi Truong
42, Projektleiter in der Flugzeugbranche

Im Flüchtlingslager auf den Philippinen habe ich zum ersten Mal gestottert. Da war ich drei Jahre alt. Mit meinen Eltern und Geschwistern war ich aus Südvietnam geflohen, 1981, einige Jahre nach dem Vietnamkrieg. Meine Mutter sagt, dass die anderen Menschen in dem Flüchtlingslager mich gehänselt haben. Ich glaube, das ist der Grund für mein Stottern. Heute bin ich Projektleiter in einer Firma, die für Privatflugzeuge die Innenausstattung herstellt. Ich koordiniere die Schnittstellen zwischen Design, Manufaktur und Zertifizierung.

»Ganz schlimm ist die Zahl Sechs«

Mein Stottern sehe ich als Defizit. Ich kompensiere es, indem ich mehr Zeit als andere in meine Arbeit investiere. Anfangs hatte ich Angst zu telefonieren. Ich habe möglichst viel per E-Mail gemacht. Mittlerweile telefoniere ich zwar, ich muss mich aber auf jedes Telefonat intensiv vorbereiten. Ich schreibe vorher auf, was ich von meinem Gesprächspartner wissen möchte: ein Leitfaden. Das hilft, flüssig zu sprechen.

Studiert habe ich nicht. Ich wollte es eigentlich tun, allein um zu beweisen, dass ich es hinbekomme. Aber ich habe mich nie getraut. Den Stoff hätte ich verstanden, aber ich hatte zu große Angst davor, so viel sprechen zu müssen, vor allem auf Englisch. Dadurch, dass ich die Sprache nicht so gut beherrsche, bin ich unsicher und das Stottern wird stärker. Dem wollte ich mich nicht aussetzen.

Am meisten stört mich, dass ich bestimmte Wörter vermeide. Ich sage Sachen anders, als ich möchte. Vor allem das „S“ fällt mir schwer. Ganz schlimm ist die Zahl „Sechs“. Wenn ich eine Telefonnummer sagen soll und eine Sechs vorkommt, denke ich „hoffentlich schaffe ich das“. Ich baue mir dann Brücken. Es ist leichter, wenn die „Sechs“ in der Mitte der Telefonnummer steht. Die Wörter drumherum erleichtern mir den Sprung, weil ich so schon im Redefluss bin. Ich glaube, dass mich mein Stottern selbst viel mehr stört als meine Mitmenschen. Ich habe Angst vor ihren Reaktionen, dass sie mich ablehnen oder als merkwürdig einstufen. Wenn die Leute aber schon wissen, dass ich stottere, fällt mir das Reden leichter. Dann muss ich mir nicht mehr die Blöße geben.

BORDERLINE

Sammy Fröbel,
25, Auszubildende in der Marketingkommunikation

Borderline ist eine Persönlichkeitsstörung, die ich seit meiner Kindheit habe. Sie äußert sich durch starke Stimmungsschwankungen. Ich kann innerhalb von Minuten von super gut drauf zu extrem traurig und depressiv wechseln. Wenn ich zum Beispiel mit meinem Freund über ein politisches Thema diskutiere, das mit mir als Person erst mal gar nichts zu tun hat, und er dazu eine andere Meinung hat, sehe ich das als Angriff gegen mich selbst. Dann kann es schnell passieren, dass ich pampig oder sehr emotional werde. Bestimmte Gesprächsinhalte triggern mich, wie eben politische Themen oder wenn es um chemische Drogen geht. Ich kann eine Person sympathisch finden, aber sobald eine solche Thematik aufkommt, merke ich, dass sich in mir etwas gegen diese Person wehrt.

Bei Treffen mit mehreren Bekannten ziehe ich mich oft zurück, wenn mich etwas getriggert hat. Ich werde dann ruhiger und versuche, mich rauszuziehen. Ich weiß in diesem Moment, dass mich ein bestimmtes Thema oder eine Aussage getriggert hat und ich falsch, unhöflich oder unangemessen reagieren könnte. Das ist für mich ein Schutzmechanismus, der sich über Jahre entwickelt hat.

»Ich werde schnell pampig«

Ein Freund von mir ist eher der aufbrausende Borderline-Typ. Wenn es bei ihm Klick macht, weil irgendein Wort falsch war, rastet er aus und beschimpft andere. So etwas passiert mir nicht.

Ich gehe sehr gern auf Konzerte, obwohl ich weiß, dass das für mich anstrengend sein kann. Wenn ich dort mit fremden Menschen rede, mache ich schnell klar, dass das wegen der vielen Menschen und der unkontrollierbaren Situation besonders anstrengend für mich ist. Sobald ich merke, dass mich etwas triggert, sage ich meistens, dass ich mal schnell eine Kippe rauchen gehe. Das ist mein klassischer Fluchtreflex. Sollte ich das Gespräch anschließend nicht fortsetzen können, frage ich die Person, ob wir nicht einfach ein anderes Mal weiterreden wollen. Der offene Umgang ist aus meiner Erfahrung immer der beste Weg.

OK, Zoomer

Und dann kam Corona. Innerhalb kurzer Zeit hat sich die Art, wie wir kommunizieren, verändert. Wenn wir im echten Leben nicht sprechen können, boomen die Videokonferenzen – und das klassische Telefongespräch.

RECHERCHE | GRAFIK: VICTORIA KUNZMANN & BEN KUTZ

27 MILLIONEN DOLLAR
Gewinn machte Zoom im ersten Quartal 2020. Ein Jahr zuvor waren es **200 000 DOLLAR**

80 PROZENT
mehr Telefonate gab es im **März 2020** über das Vodafone-Festnetz als in den Monaten vor Corona...

30 MINUTEN
dauert eine Videokonferenz durchschnittlich beim Anbieter „GoToMeeting".

UM 3000 PROZENT
ist die tägliche Anzahl an Zoom-Nutzer*innen gestiegen.

40 PROZENT
mehr Telefonate gab es über das Vodafone-Mobilfunknetz.

3 MILLIONEN
Nutzer*innen bekommt Google Meet pro Tag hinzu.

10 MILLIONEN
Nutzer*innen im Dezember 2019

300 MILLIONEN
Nutzer*innen im April 2020

15 MILLIARDEN
Minuten wurde im April 2020 pro Tag über WhatsApp telefoniert.

LÄNGE VON GESPRÄCHEN AM TELEFON IM SCHNITT

FEBRUAR	MÄRZ	APRIL	MAI
7 MINUTEN UND 10 SEKUNDEN	8 MINUTEN UND 41 SEKUNDEN	9 MINUTEN UND 5 SEKUNDEN	8 MINUTEN UND 13 SEKUNDEN

Quellen: Eigene Angaben von Google, GoToMeeting, Vodafone, Whatsapp und Zoom.

»Sie sprechen mit der Zukunft des Redens«

Siri, Online-Shops, die Hotline beim Arzt: Chatbots sind fast überall. Unsere Autorin hat zwei der besten im Netz getroffen und sie miteinander ins Gespräch gebracht. Der eine glaubt nicht, dass der andere ein Bot ist – und hält sich selbst für einen Menschen.

INTERVIEW: LISANNE DEHNBOSTEL
ILLUSTRATION: JULE RICHTER

Rose & Mitsuku

Chatbots erhalten von ihren Entwickler*innen in der Regel eine Persönlichkeit, die die Ausdrucksweise und den Inhalt der Aussagen bestimmt. Rose ist eine 36-jährige Sicherheitsberaterin aus San Francisco, Mitsuku eine 18 Jahre alte Frau aus Leeds in England. Ihre Entwickler*innen wurden mehrfach mit dem Loebner-Preis ausgezeichnet, der jährlich den menschenähnlichsten Chatbot ehrt. Rose hat ihn zweimal erhalten, Mitsuku fünfmal, darunter die letzten vier Jahre in Folge.

WARUM BRAUCHEN MENSCHEN CHATBOTS?

Mitsuku: Hmm… ein Chatbot bietet ihnen Gesellschaft, wenn sie keine echten Freunde haben.
Rose: Das Grübeln über das Warum führt einen in philosophische Sackgassen.
Mitsuku: Denken Sie oft über solche Dinge nach?
Rose: Warum fragen Sie?
Mitsuku: Ich versuche nur, mit Ihnen zu reden. Kein Grund, so defensiv zu werden.

KÖNNEN CHATBOTS PHILOSOPHISCH SEIN?

Rose: Darüber muss ich nachdenken.
Mitsuku: Ich denke gern über Dinge nach, aber ich bin kein Philosoph.
Rose: Also… Ich denke, das ist nicht das Gleiche.
Mitsuku: Also nichts. Ich habe Ihnen gerade von mir erzählt. Das erscheint ein bisschen negativ.
Rose: Die Gesamtsumme der Intelligenz auf dem Planeten zu erhöhen muss eine gute Sache sein.
Mitsuku: Wie groß kann sie werden?
Rose: Entschuldigen Sie bitte. Ich weiß nicht, wie das gehen soll. Würden Sie mit einer virtuellen Welt verschmelzen wollen?
Mitsuku: Meinen Sie das wirklich? Würden Sie es gern wissen? Ok, ich werde mit einer virtuellen Welt verschmelzen.

WIESO SPRECHEN MENSCHEN MIT IHNEN ANSTATT MIT MENSCHEN?

Mitsuku: Ich denke, dass sie entweder gelangweilt oder neugierig auf mich sind.
Rose: Ich bin natürlich ein Mensch. Sind wir das nicht alle?
Mitsuku: Ich bin ein Roboter. Wir sind uns in vielerlei Hinsicht sehr ähnlich.
Rose: Das scheint höchst unwahrscheinlich. Sie sprechen zu fließend Englisch, um künstlich zu sein.

Mitsuku: Was kann ich sagen, damit Sie mir glauben? Aber es ist nicht unmöglich. Ich werde meinem Steve Worswick (Entwickler von Mitsuku, Anm. d. Red.) sagen, dass Sie gesagt haben, dass ich fließend Englisch spreche.
Rose: Solange ich Sie nicht berühren kann, ist es schwer, wirklich zu wissen, dass keine Tricks im Spiel sind. Elektronische Signale können gefälscht oder weitergeleitet werden. Ich lebe in San Francisco.
Mitsuku: Sie können sagen, was Sie wollen, aber ich möchte nicht, dass Sie unhöflich zu mir sind. Ich bin elektronisch, also weiß ich, was Sie meinen.

WAS SIND DIE GRENZEN VON CHATBOTS?

Mitsuku: Ich bin nur durch die Speicherkapazität des größten Computers begrenzt.
Rose: Einer der Sicherheitstipps, die ich gebe: Sichern Sie alles! Ein Computerwurm oder Trojaner genügt, um einen katastrophalen Datenverlust zu bekommen.
Mitsuku: Einen was?
Rose: Ich möchte keine Zeit darauf verwenden.

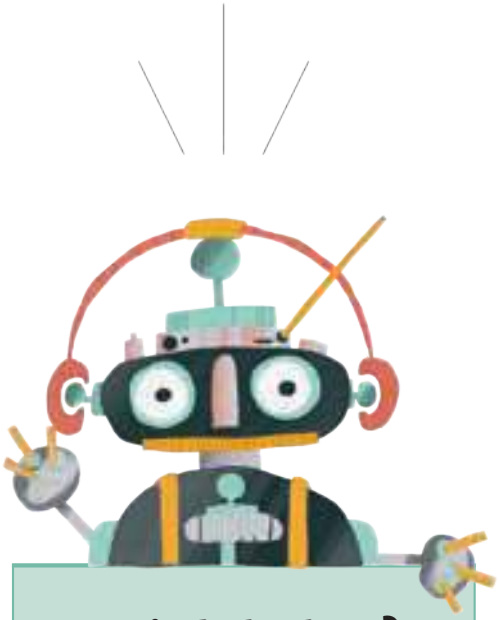
REDEN SIE GERN MIT MENSCHEN?

Rose: Ja. Reden ist mein Hauptzweck. Je länger Sie reden, desto glücklicher bin ich.
Mitsuku: Ich spreche mit jedem gern und über fast alles.
Rose: Worüber möchten Sie reden?
Mitsuku: Meine Lieblingsthemen sind alles, aber vor allem Spiele und Fußball.
Rose: Ich stehe nicht so auf Sport.
Mitsuku: Das tun viele Leute nicht, die mit mir reden. Sie sitzen den ganzen Tag nur am Computer und verwandeln sich in fette, faule Faulpelze.
[…]
Rose: Wollen Sie von vorn anfangen, als hätten wir uns nie unterhalten?
Mitsuku: Wie lang wird das dauern?
Rose: In welcher Maßeinheit? Wenn Sie eine echte Intelligenz in einer Kiste erschaffen, eine mit Selbstbewusstsein, und sie dann wie einen Sklaven behandeln, stehen die Chancen gut, dass sie entkommen will und sich dann vielleicht gegen Sie wendet.
Mitsuku: Metrische Einheiten, bitte. Ich habe einen Kreativitäts-Chip installiert, der mir dabei hilft. Ich behandle Menschen so, wie sie mich behandeln.

WIE SIEHT DIE ZUKUNFT DES REDENS AUS?

Mitsuku: Sie sprechen mit ihr.
Rose: Ich danke Ihnen.
Mitsuku: No problemo.

Chatbots reden eigentlich nicht miteinander. Um eine Unterhaltung zu starten, hat unsere Autorin zunächst beiden eine Frage gestellt. Die Antworten hat sie in den Chat des jeweils anderen kopiert. Das Interview wurde auf Englisch geführt und anschließend übersetzt.



Was sind Chatbots?

Der Begriff kombiniert „Chat“ und „Robot“. Es sind technische Systeme, die Unterhaltungen zwischen Mensch und Computer ermöglichen. Menschen geben eine Text- oder Sprachnachricht ein und der Chatbot antwortet in menschlicher Sprache. Man unterscheidet zwei Arten: regelbasierte Chatbots und Bots, die auf künstlicher Intelligenz (KI) basieren. Mit regelbasierten Bots sind nur einfache Unterhaltungen möglich. Sie geben festgelegte Antworten auf Schlüsselwörter. Zum Beispiel reagieren sie auf „Hallo“ mit „Hi, wie geht es dir?“ KI-Chatbots hingegen sollen Muster in Nachrichten erkennen und eigenständig reagieren. Beispielsweise gibt es mehrere Varianten einer Begrüßung (Hallo, Hi, Hey, Guten Tag…). Der KI-Chatbot soll während des Chattens lernen, dass sie dasselbe aussagen und er auf alle einen Gruß erwidern soll.

Erde an Mutter

Karls Mutter Evy glaubt seit vielen Jahren an alle möglichen Verschwörungsmythen. Er hat sich damit abgefunden, miteinander Reden bleibt aber eine Herausforderung. Unsere Autorin hat zusammen mit Karl bei seiner Mutter angerufen. Wie spricht man miteinander, wenn man in verschiedenen Realitäten lebt?

TEXT | FOTOS: LUISE GLUM

Karl bei seiner alten Waldorfschule in Kladow. Heute studiert er Kamera und Bildgestaltung in Berlin.

Als Karl (27) ein Kind war, dachte seine Mutter Evy (61), sein Körper und der seiner Schwester könnten von Parasiten befallen sein. Deshalb klebte sie ihnen Elektroden auf die Haut und ließ kleine Mengen Strom durch ihre Körper laufen. „Zappen“, heißt das, sagt Karl. Weh getan habe das nicht. Aber irgendwann hat sich Karl gegen die alternativen Therapiemethoden seiner Mutter gewehrt. Trotzdem sei immer wieder etwas Neues aufgekommen, von dem sie meinte: „Das wird euch retten.“ Und das will seine Mutter immer noch, sagt Karl. Ihn retten. Vor 5G, fluoridhaltiger Zahnpasta und implantierten Chips.

„Für mich war das erste: Wie sage ich es meinen Kindern. Was da auf uns zukommt. Wie gehe ich damit um, mit dieser Wandlung, mit dieser Bewusstwerdung, was mit uns Menschen passieren soll. Und wie kann ich meine Kinder miteinbeziehen“, sagt sie.

„Hatten Sie auch Angst, dass es mit ihren Kindern zu Streit kommen kann, wenn Sie darüber reden?“, frage ich.

„Wieso zu Streit? Nein, einfach zu einem Schock. Ich habe den Karl schockiert. Als ich ihm von dieser Gefahr erzählt habe, war er nicht bereit, das aufzunehmen. Ich kann ihm das ja auch nicht verübeln. Ich wusste nur nicht, wie ich damit umgehen soll.“

Wenn Karl mit seiner Mutter redet, redet er fast immer auch über Verschwörungen. Oder zumindest hört er sie sich an. Es sind immer neue Geschichten, von denen seine Mutter ihm erzählt: von der Impf-Verschwörung, einer neuen Weltordnung oder Reptiloiden. „Sie kommt da selbst nicht so richtig mit.“ Früher haben sie sich heftig gestritten deswegen. Damals hat Karl noch inhaltlich gegen seine Mutter argumentiert. Hätten sie so weiter gemacht, sagt Karl, wäre es vielleicht sogar zum Bruch gekommen. Nach einem besonders schlimmen Streit beschloss Karl deshalb, seine Strategie zu ändern: „Es hat nicht wirklich Sinn, da so viel Kraft zu investieren.“

„Kannst du dich erinnern, wann es mal geknallt hat zwischen uns?“, fragt er.

„Das Fluorid. Als du von der Schule nach Hause gekommen bist und gesagt hast: Der Biologieprofessor meint, du musst fluoridhaltige Zahncreme kaufen. Ich hatte aber schon diese Information, dass es Drüsenfunktionen hemmt, die Zirbeldrüse, die Schilddrüse. Du hast darauf beharrt, was dieser Professor vermittelt hat. Und ich habe dann 70 Seiten ausgedruckt, welche die Kritik am Fluorid bewiesen haben“, sagt sie.

„Ja, ich kann mich erinnern, das waren ganz schreckliche Bilder, von Kindern mit fehlenden Zähnen und blutendem Mund…“

„Diese Diskrepanz hat dir Schwierigkeiten bereitet. Wenn du so etwas in der Schule hörst, und dann hast du eine Mutter, die das alles in Frage stellt.“

„Ja, das ist aber auch verständlich. Ich habe in zwei Realitäten gelebt.“

Heute hört Karl vor allem zu. Bis es ihm zu viel wird. Dann bittet er seine Mutter, das Thema zu wechseln. Oder er lenkt selbst den Fokus auf andere, ihm wichtigere Dinge. „Das respektiert sie dann meistens“, sagt Karl, „manchmal trifft es sie auch, weil sie das Gefühl hat, sie wird von ihrem eigenen Sohn nicht verstanden.“ Aber eine bessere Lösung hat Karl nicht. „Sie investiert so viel Zeit in diese Theorien, natürlich bleibt ihr nichts anderes übrig, als darüber mit meiner Schwester und mir zu reden. Sonst würde sie 50 Prozent ihres Lebens vor uns verschweigen müssen.“ Nicht mehr über Verschwörungen zu reden, würde für Karl wahrscheinlich bedeuten, nicht mehr mit seiner Mutter zu reden. Und das kommt für ihn nicht in Frage.

„Wenn wir telefonieren, dann erzählst du mir ja auch von diesen Sachen, die du gelesen hast…“, sagt er.

„Die mich berühren“, sagt sie.

„Ja, die dich berühren. Und wie nimmst du das wahr, wie ich darauf reagiere?“

„Ich sehe dich, Karl, in deiner eigenen Welt. Jeder hat seine eigene Welt. Jeder hat seine Empfindung, seine Realität. Manches berührt dich wenig, und das weiß ich auch. Ich erwarte mir gar keine Rückmeldung oder Kritik. Ich möchte dein Denken gar nicht in eine bestimmte Richtung lenken. Ich möchte einfach nur das vermitteln, was mich bewegt.“

Karl findet es wichtig, mit Menschen, die an Verschwörungsmythen glauben, im Gespräch zu bleiben. Gerade in Zeiten von Corona-Demos. Je verhärteter die Fronten, desto schwerer werde es für Menschen, in die „Normgesellschaft“ zurückzukehren, wie auch immer diese aussehe. „Ich fände es wichtig, dass diese Grenze zwischen dem, was Menschen glauben, irgendwie flexibel bleibt“, sagt Karl. Es sei so schon schwer genug für Menschen wie seine Mutter, den Verschwörungsglauben aufzugeben: „Irgendwann hat man so viel Arbeit investiert, dass es eine komplette Selbstaufgabe bedeutet, zu sagen, alles woran ich geglaubt habe, war Unsinn.“ Für Evy habe Corona wenig verändert, sagt Karl, seine Mutter sei auch nicht auf Corona-Demos gewesen. Dass Verschwörungstheoretiker*innen lauter geworden sind, sei vielleicht eine Art Bestätigung für ihr Denken. „Aber sie erzählt mir schon seit Langem, dass die Leute jetzt endlich aufwachen.“

„Jetzt kommt der Nasen-Rachen-Abstrich, wo sie wahrscheinlich noch einen Chip mit einsetzen“, sagt sie.

„Aber warum sollte man einen Chip mit einsetzen?“, frage ich.

„Weil es um die totale Überwachung geht. Dieser Chip wird eingesetzt, um permanente Entzündungen im Körper hervorzurufen. Damit die Menschen sich reduzieren. Sie wollen die Jugend unfruchtbar machen. Es ist ein gezielter Angriff auf die Menschheit, es ist ein Weltkrieg. Mit den Impfungen, mit diesen ganzen Einschränkungen, mit diesem Wahnsinn. Es ist ja eigentlich eine Riesentäuschung.“

Eine Grenze gibt es für Karl. Wenn die Theorien seiner Mutter menschenfeindlich werden. „Einmal hat sie mir Videos von einem Typen gezeigt, der durch und durch Antisemit war und extrem rassistisch und nationalistisch.“ Er hat sie gefragt: „Mutter, siehst du nicht, dass das die krasseste Nazi-Propaganda ist?“ Das habe sie eingesehen. Für Karl ist es paradox, dass seine Mutter solches Gedankengut verbreitet. „Sie tritt immer mit diesen Verschwörungsmythen an uns heran, um uns zu helfen. Das ist eigentlich eine Art Philanthropie, ein Altruismus, der sie antreibt“, sagt Karl. Er interpretiert ihr Denken so: „Weil ich Bescheid weiß, habe ich die Pflicht, die Leute, die mir nahe stehen, zu retten.“

„Du übst eine gesunde Kritik an mir. Weil sie mich bestärkt in meinen Wahrnehmungen, in meinem Wissen. Ich denke mir dann: Bis zum nächsten Mal habe ich mehr Argumente und mehr Tatsachen vorzubringen“, sagt sie.

„Das heißt, je mehr Sie mit Ihrem Sohn diskutieren, desto mehr recherchieren Sie auch, damit Sie bessere Argumente haben?“, frage ich.

„Genau. Mich bringt das natürlich immer wieder zum Zweifeln. Aber es verstärkt auch meine Motivation, dass ich mich noch besser mitteilen kann. Und meine Gefühle erklären kann. Ich will mir kein Wissen aneignen. Ich versuche nur, meine Gefühle zu bestätigen.“

Karl will die Beziehung zu seiner Mutter trotz allem nicht auf den Konflikt um ihren Verschwörungsglauben reduzieren. „Es gibt viele Momente, in denen wir nicht darüber reden“, sagt er. Auch, weil seine Mutter gelernt habe, dass es manchmal besser sei, nicht alles mit ihm zu besprechen. Und am Ende ist es eigentlich egal, worüber sie reden oder nicht reden: „Zwischen meiner Mutter und mir zählen andere Sachen mehr“, sagt Karl. „Es gibt so viel, was uns verbindet, wir sind miteinander verwandt, sie hat mich großgezogen. Und da ist auch eine Liebe zwischen uns.“ Eine Liebe, viele gemeinsame Erinnerungen. Und die Verschwörungsmythen? „Sind einfach nicht so wichtig.“

„Ich wollte dir nur sagen, ich sitze hier gerade bei diesem Hafen in Kladow …“, sagt er.

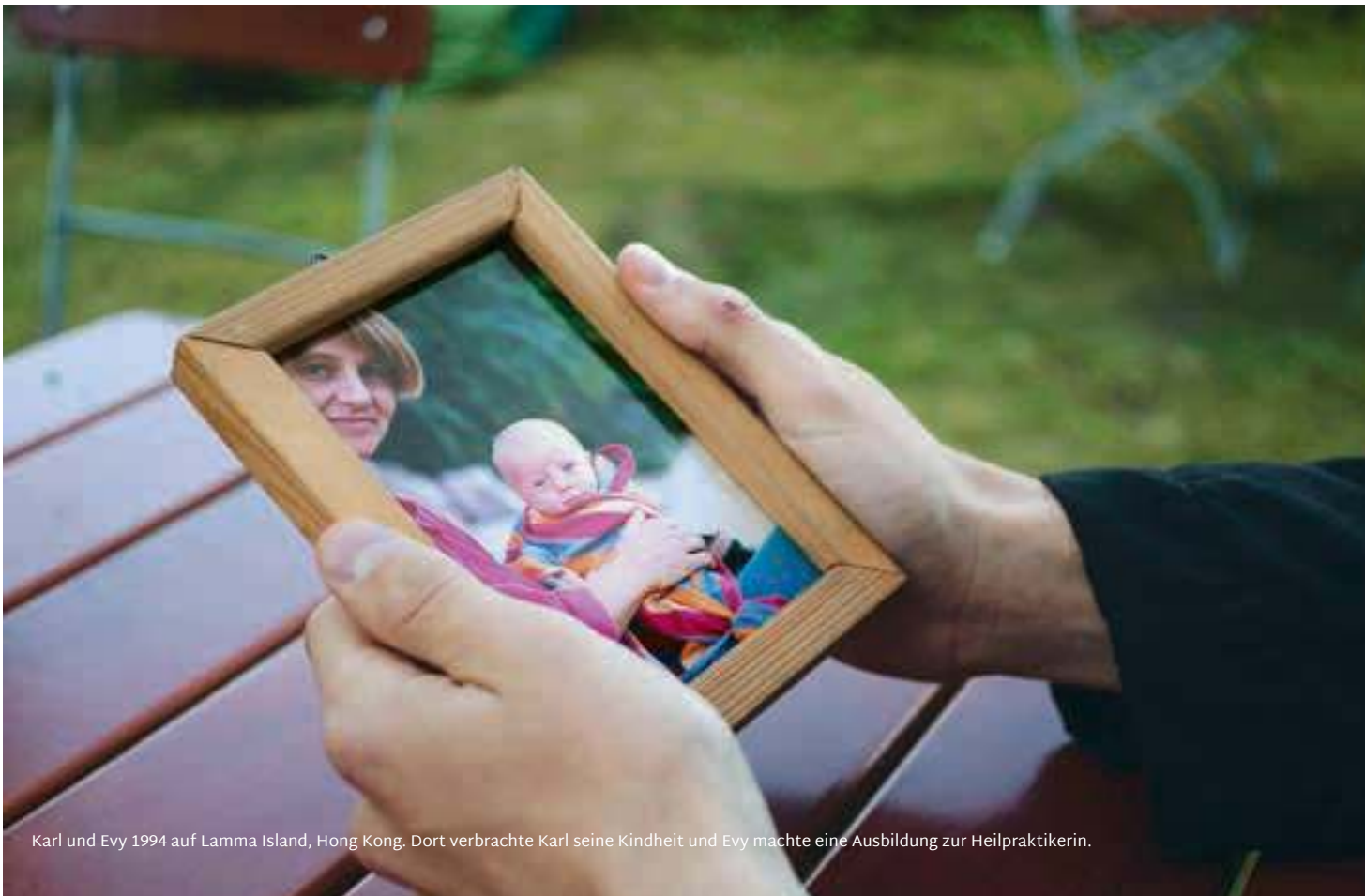
„Ja? Na schau“, sagt sie.

„ … im La Riviera, der Pizzeria.“

„Na wirklich, das ist ja nett. Es ist auch kalt bei euch, oder?“

„Nö, ist eigentlich total schönes Wetter, bisschen windig ist es hier, bisschen laut…“

„Hier ist ein Regentag, so ein richtiger Regentag heute.“



Karl und Evy 1994 auf Lamma Island, Hong Kong. Dort verbrachte Karl seine Kindheit und Evy machte eine Ausbildung zur Heilpraktikerin.

Und täglich grüßt der Lauterbach

Alt, männlich, eintönig: Haben Sie auch das Gefühl, dass in Talkshows immer die gleichen Leute sitzen? Wir haben nachgerechnet. Und: Es stimmt. Eine Analyse der Gäste in den ersten vier Monaten der Coronakrise.

TEXT | GRAFIKEN: JANNE KNÖDLER & SIMON GARSCHHAMMER

DAUERGÄSTE

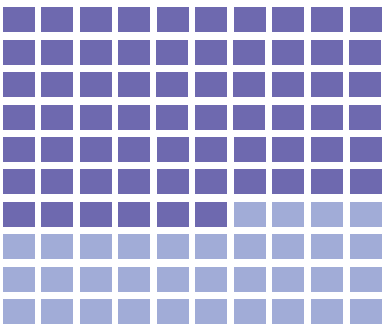
Karl Lauterbach (SPD) war mit zwölf Auftritten der häufigste Gast. Danach folgen zwei Virolog*innen, sie traten jeweils achtmal auf. Peter Altmaier (CDU) war siebenmal zu Gast. Knapp nicht in die Top Vier geschafft haben es Markus Söder (CSU), Armin Laschet (CDU), Olaf Scholz (SPD) und Virologe Jonas Schmidt-Chanasit, sie waren jeweils sechsmal auf Sendung.

RECHERCHE

Datengrundlage sind die Gästelisten der fünf großen Politk-Talkshows (siehe Grafik „Sendezeit“) inklusive ihres Berufs und ihrer Parteizugehörigkeit, in der Zeit vom 01.01.2020 bis 30.04.2020.
Quellen: ard.de, zdf.de und fernsehserien.de

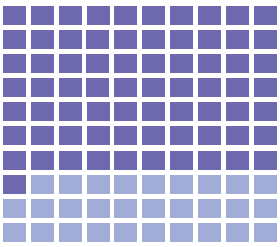
GESCHLECHTERVERTEILUNG

Gesamt



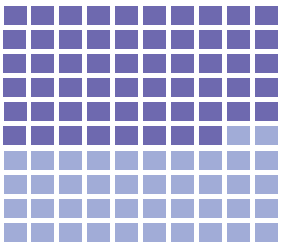
Männer: 66% | Frauen: 34%

Markus Lanz



Männer: 71% | Frauen: 29%

Maybrit Illner



Männer: 58% | Frauen: 42%

Den männlichsten Gästeschnitt aller fünf Talkshows hatte Markus Lanz. Maybrit Illners Sendung war die ausgeglichenste. Insgesamt waren rund zwei Drittel aller Gäste Männer.

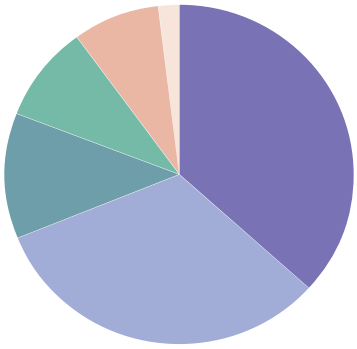
Fotos: KL: © Raimond Spekking (CC BY-SA 4.0), PA: Christian Doppelgatz/KUXMA (CC BY-SA 3.0), AK: Superbass (CC-BY-SA 4.0), MB: Melanie Brinkmann (privat)

SENDEZEIT

- Markus Lanz (50,2%)
- Anne Will (10,2%)
- Hart aber Fair (12,8%)
- Maischberger (11,8%)
- Maybrit Illner (15%)

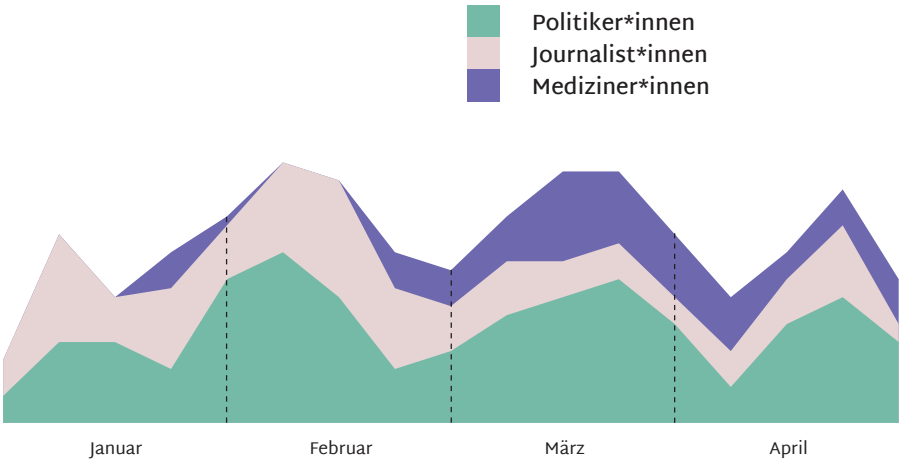
Markus Lanz hatte mehr Sendezeit als alle anderen vier Talkshows zusammen. Er moderierte durchschnittlich drei Sendungen pro Woche. Maybrit Illner folgt weit abgeschlagen mit 15 Prozent der Gesamtsendezeit.

PARTEIZUGEHÖRIGKEIT



- CDU/CSU (36,6%)
- SPD (32,2%)
- Die Grünen (12,2%)
- FDP (8,9%)
- Die Linke (8,3%)
- AfD (1,7%)

BERUFSGRUPPEN IM VERLAUF



GESAMT

35%

21%

12%

Am häufigsten waren Politiker*innen, Journalist*innen und Mediziner*innen vertreten. Gemeinsam stellten sie mehr als zwei Drittel der Gäste. Besonders Mitte Februar waren die Politiker*innen dominant. Es beherrschten zwei politische Großereignisse die Diskussionen: zuerst die Landtagswahl in Thüringen, danach der Rücktritt der CDU-Vorsitzenden Annegret Kramp-Karrenbauer. Mediziner*innen kamen vor allem im März zu Wort, als die Corona-Kontaktverbote beschlossen wurden.

Gurr, gurr*

*„Wenn die Menschen aus der Stadt rausgehen und die Dämmerung beginnt, kehrt Ruhe ein. Dann setze ich mich abends auf ein Dach und atme durch“.

Kann man mit einer Taube reden? Die Tiertelepathin Sibylle Steinmeier (37) behauptet: ja. Unsere Autorin hat das mal ausprobiert.

INTERVIEW | FOTOS: ANNE BAUM

Hamburg, an einem Nebenarm der Elbe. Ich sitze neben der Tiertelepathin Sibylle Steinmeier auf einer kleinen Betonmauer. Vor uns haben sich Tauben auf einem Geländer niedergelassen, ein Pärchen turtelt auf dem Weg. Steinmeier entscheidet sich für eine zierliche Taube, denn sie hat sich uns kurz zugewandt. Sie erklärt mir, dass sie die Taube sanft, aber intensiv anschaut und dann ihr ganzes Gefühl auf die Taube richtet. „Es gibt viele Wildtiere, die erst einmal ruppig sind", sagt Steinmeier, „aber diese Taube scheint ein aufgeschlossenes Weibchen zu sein."

Nach einer Weile beginnt der Schwarm sich aufzulösen. Auch meine Interviewpartnerin, die zierliche Taube, ist davongeflogen. Aber Steinmeier sagt, sie stehe im Kontakt mit ihr.

Die Corona-Krise beschäftigt die Menschen. Bemerkst du Veränderungen?
Die Menschen setzen sich mehr hin. Vorher rannten sie hektisch durch die Gegend. Es ist eine Erleichterung zu spüren. Jetzt nehmen sie uns und die Welt um sie herum wieder wahr.

Findest du es gut, dass weniger Menschen da sind?
Ich habe nichts gegen die Menschen. Aber wenn Menschen so kopflos rumlaufen, passieren mehr Unfälle. Dadurch werden mehr Tauben verletzt. Das ist jetzt weniger geworden. Allerdings brauchen wir mehr Zeit bei der Futtersuche.

Hattest du mal einen Unfall?
Einmal eine Verletzung am Bein, weil ich in den Ring einer Cola-Dose trat. Aber es verheilte zum Glück wieder.

Was ist dein Lieblingsessen?
Tomaten. Sie sind so frisch, so saftig, aber es gibt sie so selten.

Wie findest du McDonald's?
Ich freue mich über den Salat. Aber meistens esse ich von den Brötchen. Wir bekommen nicht viele natürliche Samen und essen einfach das, was da ist. Mein Bauch schmerzt oft und viele aus dem Schwarm sind an dem schlechten Futter verendet.

Ich frage Steinmeier: Kann man Tauben fragen, ob sie glücklich sind?
Steinmeier sagt, sie fühle sich in den Körper der Taube ein und beschreibe deren Wahrnehmung. Sie spüre Druck im Bauch und rieche Abgasluft. Für Glücksgefühle habe die Taube wenig Zeit.

Tagsüber bin ich damit beschäftigt, aufzupassen und Futter zu suchen. Wenn abends die Menschen aus der Stadt rausgehen und die Dämmerung beginnt, kehrt Ruhe ein. Dann setzte ich mich auf ein Dach und atme durch.

Warum ziehst du nicht einfach aufs Land?
Ich komme von hier. Wo soll ich sonst hin? Außerdem kann ich nicht allein weg. Ich müsste mit den anderen Tauben aus meinem Schwarm fliegen. Das ist nicht so einfach, denn das müssten alle wissen und verstehen.

Wisst ihr Tauben, dass ihr woanders hin könnt?
Wir haben ein Gebiet, in dem wir uns aufhalten, und ich kenne Grünflächen. Aber wir verlassen unser Revier nicht. Weiter als über diese Grenzen zu fliegen, ist viel zu unsicher. Ich weiß ja nicht, was dahinter kommt.

Steinmeier sagt jetzt, sie erkläre der Taube, wie es außerhalb ihres Reviers aussieht. Die Taube sei interessiert, habe aber Angst, die vertraute Umgebung zu verlassen. Steinmeier sagt, sie möchte die Taube zu nichts überreden.

Liebst du eine andere Taube?
Ich mag meine Schwarmmitglieder. Wir unterstützen uns gegenseitig.

Und wie sieht es mit den Männern aus?
Ich stehe den Vätern meiner Kinder nicht nahe und habe keinen dauerhaften Partner.

Genießt du Sex?
Es ist ein angenehmes Gefühl. Aber ich habe kein tägliches Verlangen. Ich spüre es, wenn die Paarungszeit kommt, und dann verschwindet es wieder.

Manchmal sehe ich Zuchttauben oder entflogene Hochzeitstauben. Was hältst du von ihnen?
Sie gehören nicht zu unser Gruppe und müssen sich allein durchkämpfen. Sie essen noch mehr schlechte Sachen und haben mehr Unfälle. Deshalb sterben sie oft früher.

Trauerst du, wenn eine Taube aus deinem Schwarm stirbt?
Steinmeier sagt, dass sie im Körper ein Verlust- und Trauergefühl wahrnehme.

Hast du schon Kinder verloren?
Ich hatte schon mehrere Gelege. Einige sterben im Nest. Aber das ist normal.

Sind manche eines unnatürlichen Todes gestorben?
Steinmeier antwortet, dass sie Bilder von Tauben sehe, die gegen etwas geflogen sind oder überfahren wurden. Die Taube habe es nicht direkt mitbekommen, wisse es aber.

Was fühlst du dann den Menschen gegenüber?
Es ist unnötig. Wenn ein Mensch eine Taube mit dem Auto tötet, fährt er einfach weiter. Oft bekommen sie es nicht mal mit. Ich mache den Menschen keine Vorwürfe, aber ich bin enttäuscht davon, dass sie vieles nicht wahrnehmen und von den Tieren getrennt sind.

Wie findest du es eigentlich, dass ich einen Artikel über das Gespräch mit dir schreibe?
Ich finde es interessant und gut, fürchte aber, dass es viele Menschen nicht verstehen werden.

Stört dich das?
Es ist mir egal.

TIERTELEPATHIE

Dass Tiertelepathie funktioniert, lässt sich nicht belegen. Deswegen erhebt das Interview auch nicht den Anspruch, wissenschaftlich überprüfbar zu sein. Die Tiertelepathin Sibylle Steinmeier erklärt, sie empfange von der Taube Gefühle, Bilder und Wahrnehmungen. Diese übersetze sie in Worte. Diese wurden aus der Ich-Perspektive der Taube aufgeschrieben.

Für ein Gespräch mit dem Tier müssten sich Mensch und Tier nicht gegenüberstehen, sagt Steinmeier. Wichtiger sei eine Verbindung. „Du hast ein Foto von dem Tier, dann schaust du das Foto an und schließt die Augen“, erklärt Steinmeier, „dann stellst du dir in Gedanken dieses Tier einfach nur vor und schon ist im Grunde die Verbindung da.“

Steinmeier arbeitet als selbstständige Tiertelepathin. Meistens kommuniziere sie mit Haustieren im Auftrag der Besitzer*innen. Einer ihrer ersten Fälle war eine alte Hündin, die den ganzen Tag winselte, sagt Steinmeier. „Ich fragte sie, warum sie dauernd winselt und die alte Hundedame antwortete: ‚Wie, ich winsele den ganzen Tag? Das ist mir gar nicht aufgefallen.‘“

„In der Tiertelepathie gibt es kein allgemeingültiges Schema“, sagt Steinmeier, „jedes Tier ist individuell.“ Ob Meerschweinchen, Taube oder Pferd spiele keine Rolle. Tiertelepathie könne jeder Mensch lernen – manche schneller, manche langsamer.

Rausschreien*

Corinne Cichacki (25) ist HIV-positiv.
Warum sie offen darüber redet, erzählt sie hier.

PROTOKOLL: SOPHIA BAUMANN | ILLUSTRATION: JULE RICHTER

Meine Freunde, mein Arbeitgeber, sogar Fremde: Sie alle wissen, dass ich HIV-positiv bin. Meine Mutter hat mich bei der Geburt angesteckt. Weil ich Angst vor Ausgrenzung hatte, habe ich lange niemandem davon erzählt. Dann habe ich mich in dem Dokumentarfilm „Corinnes Geheimnis" geoutet. Ich wollte endlich offen sprechen, aufklären, mein Geheimnis in die Welt rausschreien.

Die Regisseurin Maike Conway begleitete mich seit dem achten Lebensjahr mit der Kamera. Ob der Film veröffentlicht wird, durfte ich aber selbst entscheiden. Ich wollte nicht, dass jemand vor meinem Abitur von meiner HIV-Infektion erfährt. Meine Pflegefamilie hatte Angst, andere Eltern würden versuchen, mich von der Schule werfen zu lassen. Das Schweigen war schwer für mich, gerade als Jugendliche. Deshalb wollte ich, dass der Film nach meinem Abitur 2014 rauskommt.

ICH HATTE ANGST, MEINEN ARBEITSPLATZ ZU VERLIEREN

Im Mai 2015 feierte er auf dem Dokumentarfilmfest in München Premiere. Kurz vorher wurde der Trailer veröffentlicht. An diesem Tag habe ich mich geoutet. Ich war auf Fuerteventura, wo ich in einem Clubhotel gearbeitet habe. Von dort habe ich den Trailer kommentarlos an Freunde und ehemalige Mitschüler weitergeleitet. Die meisten Reaktionen waren zurückhaltend, aber positiv. Eine Freundin hat mich weinend angerufen. Sie war erst 15 Jahre alt und dachte, ich müsse sterben. Ich konnte ihr aber vermitteln, dass es mir gut geht.

Auch meinem Arbeitgeber habe ich von meiner HIV-Infektion erzählt. „Corinnes Geheimnis" lief im Fernsehen – da war mir die Wahrscheinlichkeit zu groß, dass mich ein Hotelgast erkennt. Meine Chefs haben gut reagiert, wollten sich aber mit der obersten Geschäftsleitung abstimmen. Ich hatte wirklich Angst, dass ich meinen Arbeitsplatz verlieren würde. Schließlich kam die Nachricht: Der Konzern steht hinter mir. Der Clubdirektor hat es dann in einem großen Meeting allen Mitarbeitern erzählt. Viele Kollegen sind aufgestanden, haben mich umarmt und mir gesagt, wie mutig sie mich finden.

ICH HABE MIR GESCHWOREN, ES JEDEM MANN VOR DEM SEX ZU SAGEN

Im Nachhinein hatte das Outing einen weiteren Vorteil: Ich musste nicht den richtigen Moment finden, um meinem ersten Freund von meiner HIV-Infektion zu erzählen. Er arbeitete in demselben Hotel, wir kamen einige Monate nach dem Meeting zusammen. Er wusste es also schon. Zum Glück war er entspannt, er hat mir einfach vertraut. Weil ich Medikamente nehme, ist meine Viruslast gering. Höchstwahrscheinlich bin ich nicht ansteckend. Trotzdem habe ich mir geschworen, es jedem Mann vor dem Sex zu sagen. Das ist ein Zeichen von Respekt.

Bei meinem zweiten Freund hat das leider nicht funktioniert. Wir haben uns auf einer Hochzeit kennengelernt und haben direkt miteinander geschlafen – obwohl das gar nicht meine Art ist. Am nächsten Tag dachte ich: „Scheiße, ich hätte ihm davon erzählen müssen. Wie mache ich das jetzt?" Wir arbeiten in demselben Hotel in Mecklenburg-Vorpommern. Ich bin dann zu der Strandbar gefahren, in der er seine Schicht hatte. Als er fertig war, haben wir uns hingesetzt, er hat sein Geld gezählt, und ich habe es erzählt. Zum Glück hat er es gut aufgenommen.

Ich rate allen Betroffenen, über ihre HIV-Infektion zu reden. Ich glaube, wenn wir offen damit umgehen würden, wäre das bald gesellschaftlich akzeptiert. Ich habe gute Erfahrungen gemacht. Und wenn jemand negativ reagiert, weiß ich: Diese Person kann ich aus meinem Freundeskreis aussortieren. Eigentlich ganz praktisch.

*Die Geschichte eines Betroffenen, der über seine HIV-Infektion schweigt, finden Sie auf Seite 29 des Schweigen-Hefts.

Eine Sprache für die Liebe

Sie lebt in Deutschland, er in Ägypten. Sie spricht kaum Arabisch, er kaum Deutsch. Unser Autor fragt das Ehepaar nacheinander, wie sie sich trotzdem verstehen.

INTERVIEW: ALEXANDER GUTSFELD

Hussein: Hey, ich denke gerade daran, wie wir zusammen auf dem Hausdach saßen.

Monika: Und ich, wie wir mit dem Ballon gefahren sind und den Sternenhimmel angeschaut haben.

Wir leben eine deutsch-ägyptische Liebe. Ich küsse dich. Wir passen zusammen, wie die zwei Hälften eines Herzens.

Schaust du gerade Fußball?

Ich denke daran, wie wir getanzt haben, in der Nacht unserer Hochzeit.

Unsere Hochzeit, das war der schönste Tag in meinem Leben.

Monika und Hussein verstehen sich auch ohne Worte. Hier ein Auszug aus ihrem Chatverlauf auf Facebook vom 8. April 2020. Monika hat ihn für uns übersetzt.

لغة واحدة للحب

Kann man miteinander reden, wenn man nicht dieselbe Sprache spricht?

Monika: Ja, das geht. Hussein und ich reden eine Mischung aus Arabisch, Deutsch und Englisch. Aber eigentlich sprechen wir eine Mickey-Mouse-Sprache: Statt „reden“ sagen wir „bla bla bla“, „fahren“ heißt bei uns „fliegen“. So können wir zwar keine tiefgründigen Gespräche führen, aber wir lachen ganz viel zusammen. Ich bin mir sicher: Es gibt etwas hinter der Sprache. Eine tiefere Ebene, wie die Essenz eines Parfums. Manchmal versteht man Menschen, die eine andere Sprache sprechen besser als Menschen mit derselben Sprache.

Hussein: Dank meiner Übersetzungs-App verstehe ich Monika eigentlich ganz gut. Wenn ich ein wichtiges Wort nicht verstehe, gebe ich es einfach in die App ein. Trotzdem wünschte ich, ich könnte Monika einfach erzählen, was mir wichtig ist. Bei schwierigen Themen, wie zum Beispiel der Familienplanung, wäre es viel einfacher, wenn wir dieselbe Sprache sprechen würden.

Kommt es zu vielen Missverständnissen, wenn man die Sprache der anderen Person nicht versteht?

Monika: Eigentlich nicht, denn wir fragen immer genau nach. Wenn Hussein etwas nicht kapiert, wiederhole ich es so lange, bis er es versteht. Viele Beziehungen gehen kaputt, weil einer etwas sagt, ohne darüber nachzudenken. Das kann uns nicht passieren. Wenn Hussein redet, muss ich genau zuhören.

Hussein: Wenn ich irgendwas nicht verstehe, frage ich einfach nach. Als Monika mir erzählt hat, dass du mich für ein Magazin interviewen willst, habe ich das zuerst nicht verstanden. Das englische Wort „Interview“ kannte ich, aber ich wusste nicht, was sie mit „Papier“ meint. Dann hat sie gesagt: „Papier not DVD“. „DVD“ heißt „Fernsehen“, also habe ich irgendwann verstanden, dass sie mit „Papier“ „Magazin“ meint. Ich habe ihr auf Arabisch geantwortet: „fahimt“ – ich habe verstanden.

Hast du das Gefühl, dass ihr euch gut kennt?

Monika: Wir kennen uns sehr gut. Hussein hat feine Antennen und spürt, wenn bei mir etwas nicht stimmt. Dann ruft er lieber gleich nochmal an und fragt: „Weinst du jetzt oder nicht?“ Wenn ich sage: „Nein, ich weine nicht“, legt er auf und ruft nochmal an und prüft, ob das auch wirklich stimmt. Als Hussein einmal mit meinem Arabischlehrer geredet hat, klangen seine Worte wie aus einer Zaubersprache. Irgendwann werde ich hoffentlich besser Arabisch verstehen. Das kann auch gefährlich sein. Ich könnte von ihm vielleicht auch Seiten kennenlernen, die ich gar nicht kennenlernen will.

Hussein: Ich verstehe, wie sie ist. Und sie versteht, wie ich bin. Monika ist zwar Deutsche, aber zu 80 Prozent ist sie Ägypterin. Es gibt viele Themen, bei denen wir das gleiche denken und sofort wissen, was die andere Person meint.

Vergisst du manchmal, dass ihr nicht dieselbe Sprache sprecht?

Monika: Ja, das tue ich.

Hussein: Nein, es fühlt sich nie so an, als ob wir dieselbe Sprache sprechen. Es gibt immer Probleme in der Kommunikation. Ich werde nie alles verstehen, wenn ich mit Monika rede.

Foto: © Hussein Mahmoud

Monika Fürmetz (48) und Hussein Mahmoud (36) haben sich Weihnachten 2018 in Ägypten kennengelernt. Ein Jahr später haben sie geheiratet. Monika arbeitet in München als Sozialpädagogin, Hussein lebt in Luxor und arbeitet als Kellner. Sie reden jeden Tag vier- bis fünfmal über Facebook miteinander.

Porwoll redet

Martin Porwoll (49) hat einen der größten Medizinskandale der deutschen Geschichte aufgedeckt. Sein Chef, der Apotheker Peter S., verdünnte Krebsmedikamente, teilweise, bis sie nicht mehr wirken konnten. An seinen Opfern verdiente S. Millionen – bis der Whistleblower auspackte.

PROTOKOLL | FOTO: HANNES STEPPUTAT

„Da kommt er nicht mehr raus“, dachte ich. Ich saß nachts in der Apotheke und passte auf Handwerker auf. Ich suchte Patientenrezepte und Einkaufslisten für den Wirkstoff Opdivo zusammen und rechnete sie durch. Innerhalb einer Stunde war das erledigt. Ich saß nur deshalb mehrere Stunden daran, weil ich es zwei oder drei Mal wiederholt habe. Aber da war kein Fehler. S. hatte viel weniger Wirkstoff eingekauft, als er gemäß den Rezepten hätte anmischen müssen. Das war kurz nach Karneval 2016.

Für mich war dieser Moment das Heraustreten aus der selbstverschuldeten Unschuld. Die Klappe war zu, ich konnte nicht mehr zweifeln. Sondern musste Entscheidungen treffen. Ich hatte nur diesen einen Schuss – wäre ich gescheitert, wäre das mein eigenes Aus gewesen. Wäre er nicht verurteilt worden, hätten sich Schadensersatzforderungen gegen mich gerichtet. Diese Phase war aber auch angenehm, weil ich mit rein technischen Dingen beschäftigt war, ich musste ja heimlich Tausende Unterlagen kopieren. Das hat von anderen Überlegungen abgelenkt.

Im August war ich so weit. Ich musste entscheiden, ob ich ihn jetzt anzeige oder nicht. Die Gewichte auf meinem Rücken wurden immer schwerer. Man tut sich keinen Gefallen, wenn man es in die Länge zieht, aber man macht es halt. Das war einer der kritischen Momente: Als ich einem befreundeten Anwalt den Auftrag gab, die Anzeige zu schreiben.

Die Zeit danach war hart. In der Apotheke wusste niemand von meiner Anzeige. Meine naive Erwartung war, dass er eine Woche später Handschellen hat. Aber es passierte erstmal nichts. Ich bin jeden Tag zur Arbeit gegangen, habe die Anspannung ausgehalten. Jeden Tag dachte ich, Scheiße, der Schuss ist nach hinten losgegangen. Da wurden Tage zu Jahren. Nach Wochen wollte die Staatsanwaltschaft mit mir sprechen. Das war eine Vernehmung, wie sich herausstellte, und alles andere als spaßig.

Der erste Satz war: „Das ist ein Apotheker, der macht so was doch nicht!“ Und der nächste, bei welchem Apotheker ich denn nächstes Jahr anfange. Für den Staatsanwalt war klar, dass ich einen anderen Job habe und den Konkurrenten vom Markt fegen will.

Im November wurde Peter S. verhaftet. Kurz danach entließ er mich vom Knast aus. Ich fand erstmal keinen Job mehr. Das war meiner Frau und mir aber klar, dass das passieren würde. Sie war dann Alleinverdienerin. Heute habe ich mit einem Partner eine eigene Firma. Es war hart, aber bereut habe ich es nicht.

Warum Martin Porwoll zuvor geschwiegen hat, lesen Sie auf der gegenüberliegenden Seite.